

RECENSIONES

E. Lenneis–J. Lüning: Die altbandkeramischen Siedlungen von Neckenmarkt und Strögen. (UPA 82) Bonn 2001, 445 Seiten, mit zahlreichen Bildtafeln, Kartierungen, Ausgrabungsplänen und einer Diskette mit kodierter Keramikbeschreibung

Die Erforschung der linearbandkeramischen Kulturen ist in ganz Europa schon Anfang des 20. Jahrhunderts im Mittelpunkt des wissenschaftlichen Interesses gestanden – jahrzehntelang schien es für Archäologie-Studenten und junge Forscher des Gebietes, dass in diesem Thema nur wenige ungelöste Probleme übrig geblieben sind. Umso erstaunlicher waren die Ergebnisse, die hauptsächlich infolge der Tätigkeit von J. Lüning, seiner Kollegen und ehemaligen Studenten in Deutschland aufgrund neuer, ausgedehnter Ausgrabungen bzw. gründlicher Publikationen bekannt wurden. Im J. 1981 fing es an, die bandkeramischen Forschungen nach etwas südöstlicher liegenden Gebieten auszudehnen, und so wurde das Programm „Ausgrabungen zu Beginn des Neolithikums in Mitteleuropa“ angefangen. Prof. Jens Lüning lud jene österreichische Kollegin zur gemeinsamen Arbeit ein, die damals schon mit ihren grundlegenden Forschungen das Altneolithikum in Niederösterreich in neues Licht gestellt hat. Schon in der Mitte der achtziger Jahre war fast eine Legende unter Fachkollegen, dass die neuen Ausgrabungen bei Neckenmarkt mit völlig neuen Methoden ausgeführt wurden. Dementsprechend konnten früher unbekannte Siedlungsbefunde, z. B. Hausreste, die sonst und früher nie erkannt wurden, erkannt und gut dokumentiert werden. Die ersten Ergebnisse dieses Forschungsprogrammes gaben einen neuen Schwung sogar der ungarischen Forschung: Trotz der früheren Skepsis sollten es sich auch im Karpatenbecken bandkeramische Langhäuser geben! Die ersten Daten bzw. positiven Ergebnisse ließen noch jahrelang auf sich warten, heute ist es aber eindeutig, dass die gemeinsame Initiative von Prof. Lenneis und Prof. Lüning auch die ungarischen Arbeitsmethoden und Denkweise stark beeinflusst haben.

Das hier besprochene Buch ist also ein Meilenstein in dem Sinne, dass es die Erneuerung der bandkeramischen Forschungen in Österreich repräsentiert. Die Fundorte Neckenmarkt (Burgenland) und Strögen bei Horn wurden damals mit neuen Methoden, wie erwähnt, freigelegt; die Publikation wurde auch mit den neuesten, modernen Methoden bearbeitet und präsentiert.

Die beiden Autoren haben die Bearbeitung getrennt angefertigt. Schon in dem Vorwort wird erwähnt, dass die Arbeit nicht nur durch die geographische Entfernung, sondern auch durch die zeitliche Verschiebung bei der Anfertigung des Manuskriptes beeinflusst wurde. So konnte es geschehen, dass

E. Lenneis ihren Teil als Habilitationsschrift schon im Dez. 2000 einreichte, während J. Lüning ein halbes Jahr später fertig wurde. Dadurch wird dem Leser auffällig, dass der Band genau diese Einteilung reflektiert: Im Gegensatz zu der üblichen Einordnung wird hier zuerst das Fundgut, von E. Lenneis, analysiert und nur im zweiten Teil werden die Befunde und die Architektur, von J. Lüning, erörtert. Der zeitlichen Verschiebung kann auch zugeschrieben werden, dass, wie im Vorwort auch erwähnt, Reflektionen und Querverweise nur von J. Lüning und umgekehrt nicht im Text vorkommen.

Dieser Einteilung folgend fangen wir nun bei den Funden an. Die Verf. kommt hier schon in der Einleitung und Forschungsgeschichte zu einer außerordentlich wichtigen Folgerung: Die Terminologie der frühen Bandkeramik ist weit vom Einheitlichen. Aufgrund neuerer Ausgrabungen soll die Bezeichnung „älteste Linearbandkeramik“ für Niederösterreich (Neckenmarkt, Strögen) aufgegeben werden und statt dessen soll über „ältere Linearbandkeramik“ gesprochen werden (S. 7). So wird die älteste Phase von der Verf. als ein eigener Horizont anerkannt, mit Fundorten wie Brunn II bei Wien oder Szentgyörgyvölgy-Pityerdomb in Westtransdanubien. Dies ist also keinesfalls nur eine terminologische Frage, betrifft aber das Problem der Neolithisierung in der Region. Die chronologische Tabelle mit der Einteilung von verschiedenen Forschern der Bandkeramik wird dem Leser ebenso behilflich: Die Konfusion zerstreut sich und die Zusammenhänge der Chronologiesysteme von H. Quitta, R. Tichý, J. Lichardus, J. Pavúk, A. Kulczycka-Lecieje-wiczowa, I. Pavlu, R. Gläser und auch von E. Lenneis werden klar.

Die Bearbeitung der Funde ist beispielhaft. Im Fall dieser Publikation ist es aber nicht nur eine theoretische Feststellung oder gar eine Gewohnheitsphrase: Die kodierte Keramikbeschreibung ist auch auf einer Diskette dem Band beigelegt. Dadurch kann die Seriationsmethode von jedem Kollegen zur Bearbeitung benutzt werden. Die Seriation wurde nach dem Programmpaket von P. Stadler benutzt, aber auch andere neue Bearbeitungen in der österreichischen Forschung (wie zuletzt die Arbeit von M. Doneus) wurden verwendet. Aus dem ausführlichen Gesamtinventar stellt es sich heraus, dass Scherbenzahl und Scherbengewicht miteinander in einer guten Korrelation stehen (S. 50–51). Leider gibt es nur wenige zeitgleiche Fundorte, auf denen eine Verteilungsanalyse von Funden ausgeführt wurde. Verf. erwähnt einen Fundort aus dem Aisne-Tal in Frankreich und den großen böhmischen Fundort Bylany. Auch in Bruchbrücken wurde eine ähnliche Untersuchung gemacht, man soll aber laut der Verf. selbst in Neckenmarkt mit den Folgerungen, d. h. mit der Rekonstruktion von Aktivitätszonen, vorsichtig vorgehen, da die Ergebnisse noch weitere Bestätigung brauchen.

In Neckenmarkt unterscheidet sich die Verteilung des Hüttenlehms beachtlich von der der Keramik: am meisten kommen gebrannte Hüttenlehmstücke in Längsgruben vor, deshalb hält die Verf. einen Hausbrand in Neckenmarkt für wahrscheinlich (S. 63). In Strögen konnten aufgrund der Hüttenlehmreste Feuerstellen innerhalb von Häusern rekonstruiert werden. Verf. erwähnt Parallelen aus der Aldenhovener Platte, aus jüngeren bandkeramischen Häusern, es kommt aber auch etwas östlicher vor: nicht nur in der ältesten Phase in Transdanubien (in Pityerdomb, Haus II), sondern auch in einigen Gebäuden der Körös-Kultur, wie in Tiszajenő, Szolnok-Szanda, Haus 5 und Hódmezővásárhely-Kotacpart. Feuerstellen innerhalb der Häuser kommen in zahlreichen südosteuropäischen frühneolithischen Häusern vor, es können also Spuren von einer ziemlich alten Tradition in Strögen entdeckt werden. Davon nicht zu sprechen, dass die Benutzung von inneren Feuerstellen gleichzeitig andere klimatische Bedingungen und andere Ernährungsgewohnheiten vermutet wie bei Häusern mit ausschließlich äußeren Feuerstellen.

Besonders interessant ist das gemeinsame Vorkommen von Tierknochen (von E. Pucher bearbeitet) und Silexgeräten (von D. Gronenborn analysiert). Die intensiven Konzentrationen von beiden Fundtypen decken sich weitgehend. Daraus folgt, laut Verf., dass an solchen Stellen Fleischverarbeitung vermutet werden kann. Dagegen sind makrobotanische Reste und Mahlsteinbruchstücke an dem gleichen Fundort nicht auffindlich.

Den Schwerpunkt der Arbeit von E. Lenneis bildet die Analyse des Keramikmaterials. Die sorgfältige Beschreibung aller Gefäße erfolgte anhand eines numerischen Codes, wie schon erwähnt, der gerade im Rahmen des Forschungsprojektes „Ausgrabungen zum Beginn des Neolithikums in Mitteleuropa“ entwickelt wurde. Dabei sind als Vergleich die Doktorarbeit von M. Cladders-Stäuble und die Erfahrungen von I. Pavlů und M. Zápotocká zu erwähnen. Der Verf. gelang es, die Gefäßzusammenfügungen aus verschiedenen Fundeinheiten der Gruben zusammenzustellen.

Die typologische Analyse sowohl der Gefäßformen als auch der Ziermotive ist beeindruckend. Schließlich besteht das gesamte Keramikmaterial aus etwa zehntausend Scherben, es handelt sich also um ein nicht besonders reiches Material, jedoch bekommt der Leser eine ausführliche Bearbeitung, mit vielen nachdenklichen Folgerungen. Darunter sind zuerst die Knickwandschalen zu erwähnen, die die Verf. als eine Regionalgruppe und nicht unbedingt als ein zeitliches Merkmal bestimmt (S. 180). Die neuen Ausgrabungsergebnisse aus Westungarn können diese Feststellung nur bestätigen, mit der Ergänzung, dass diese Form ein gutes Beispiel sowohl für den balkanischen Ursprung als auch für die Gleichzeitigkeit der späten Starčevo- und frühen transdanubischen Bandkeramik sein kann. Wichtig ist die Erkennung der Verf., dass gespiegelte Motive auf Gefäßen fast ausschließlich in den westlichen Teilen des bandkeramischen Verarbeitungsgebietes vorkommen, dies kann also als eine „westliche Erfindung“ betrachtet werden (S. 181). Die schön ausgerichteten Zeichnungen bzw. Fototafeln werden allen Kollegen als Vergleichsmaterial nützlich sein.

Aufgrund der chorologischen Betrachtungen zeigt sich, dass die Siedlung Strögen mit ihren drei Besiedlungsphasen in der älteren Phase noch unbewohnt ist, dagegen erlebt Neckenmarkt die jüngeren Phasen der Bandkeramik. Dabei gibt die Verf. in der Frage der chronologischen Lage der klassischen, sog. Keszthely-Gruppe N. Kalicz Recht, gegen die Meinung von R. Gläser, der diese Gruppe als eine begrenzte transdanubische

Erscheinung ansieht; doch können die Keszthely-Funde mit denen aus Neckenmarkt zeitlich gut parallelisiert werden. In diesem Zusammenhang ist die Tatsache erwähnenswert, dass das Rohmaterial der in Neckenmarkt und Strögen benutzten Silexartefakte fast hundertprozentig aus dem transdanubischen Bakonygebirge stammt. Obwohl die Verbreitung bzw. der Fernhandel zusammen mit den Fragen der möglichen neolithischen Migration nach inneren Gebieten von Mitteleuropa schon von mehreren Forschern, zuletzt sehr detailliert von D. Gronenborn, untersucht wurden, gehören die Darlegung der Silexfunde und eine kurze Zusammenfassung des Problems zur Publikation den beiden österreichischen Fundorte. Dieses Kapitel schrieb der frühere Bearbeiter, der deutsche Neolithforscher D. Gronenborn.

Die 14C-Daten von beiden Fundorten entsprechen der früheren typologischen und chorologischen Analyse. Aus den Keramiktypen und auch aufgrund verschiedener Kalkulationen über die Lebensdauer eines Hauses kam die Verf. nämlich zum Schluss, dass das Leben in Strögen und Neckenmarkt etwa 200, bzw. 400 Jahre dauerte. Die absolutchronologischen Daten unterstützen diese Annahme: Es wird gezeigt, dass das Leben in beiden Siedlungen gegen 5450 anfang, in Strögen dürfte die Siedlung bis 5300/5250, in Neckenmarkt länger, bis zur Jahrtausendwende bestehen. (Die kalibrierten Daten sind auch in diesem Fall dem 14C-Programm von P. Stadler zu danken.) Diese Datierung kann sehr gut an die karpatenländische und balkanische Chronologie angeknüpft werden. Das einzige Problem, das schon bei den Daten von Brunn diskutiert, aber nicht gelöst wurde, bleibt auch in diesem Fall: Wie können die Anfangsdaten von Niederösterreich bemerkenswert älter (um 5600, also 150 Jahre früher!) sein als die ältesten transdanubischen 14C-Daten der Bandkeramik? Diese Frage wird natürlich auch hier nur erwähnt und man kann mit der Verf. nur einverstanden sein, dass die zukünftigen Forschungen noch immer genügend Aufgaben in diesem Gebiet haben werden.

Die beiden Fundorte sind ziemlich arm an „Sonderfunden“: darunter gibt es eine halbplastische Gesichtsdarstellung und eine Marmorperle aus Strögen. Auch Knochen- und Geweihartefakte kommen spärlich vor. Wichtig sind aber die vergleichenden Tabellen und die Analyse von E. Pucher über die Tierknochen (S. 267): Es stellt sich heraus, dass Schaf und Ziege nur in Strögen in größerer Menge gezüchtet wurden. In Neckenmarkt, wie in Brunn und vor allem an dem nördlichen Fundort Eilsleben, stammen die meisten Knochen von Rind. Diese Beobachtung unterstützt die Theorie einer vom Balkan unabhängigen *bos primigenius*-Domestikation in Mitteleuropa. Die Frage, warum die Tierhaltung in Strögen, etwa 200 km westlich von Neckenmarkt, auf *caprinae* basiert war, bleibt immerhin noch offen.

Über den Pflanzenbau in beiden Siedlungen haben wir genau das gleiche Bild, wie es neuerlich auch in Transdanubien zu beobachten ist. Nämlich, dass alle Kulturpflanzen bzw. Getreidearten in der Anfangsphase der Bandkeramik praktisch schon vorhanden sind, aber nur in kleineren Mengen. In der entwickelteren Phase, einige Generationen später, wird also nicht die Zahl der domestizierten Spezies, sondern nur deren Menge bedeutend größer (S. 270–275). Am Rand von Laubmischwäldern wurden in Strögen außer *tritium dicoccum* und *monococcum* auch Erbse und Haselnuss gezüchtet. Aus der Zahl aller makrobotanischen Reste (59) lässt sich aber eher auf kleine Gärten – auf eine Hortikultur – folgern. Dementgegen wurden

in Neckenmarkt insgesamt fast zweitausend Pflanzenfunde identifiziert, meistens Zerealien mit wenig Haselnuss. Diese Daten reflektieren wahrscheinlich die Ausdehnung der Ackerbau in den klassischen Phasen der linearbandkeramischen Siedlungen.

Im zweiten Teil des Bandes werden die Siedlungsobjekte und die Baugeschichte der beiden Siedlungen erörtert. Dieser Teil – wie schon erwähnt – bildet eine ganz getrennte Einheit des Bandes – dies ist in den UPA-Publikationen nicht ungewöhnlich. Neckenmarkt wurde von J. Lünig, dem vielleicht besten Experten der bandkeramischen Siedlungsstruktur, sehr gründlich, von Grube zu Grube analysiert. Sein ehemaliger Student, H. Stäuble gibt eine gute Zusammenfassung der Befunde aus Strögen. Die Grabungs- und Dokumentationsmethode folgten dem Beispiel der früheren Untersuchungen auf der Aldenhovener Platte, d. h. die Füllerde wurde in 10 dicken Straten abgehoben, wodurch ein System von Profilen und Plana entstand. Diese Methode – obwohl ihre automatische Nachahmung nicht gefahrlos ist – war hier besonders behilflich bei komplizierten Grubenbefunden, besonders in Fällen, bei denen es sich um miteinander verschmolzene Längsgruben handelte. Die Klärung des Längsgrubensystems war besonders bei der chronologischen Unterscheidung von Bauphasen der älteren Linearbandkeramik schwer. J. Lünig stellte fest, dass in Neckenmarkt insgesamt 6 Häuser gebaut wurden. Darunter war für die Rez. ein trapezförmiges Gebäude das interessanteste: J. Lünig konnte damit beweisen, dass die Trapezform schon seit der ältesten (älteren?) Bandkeramik existiert hat. Aus der Siedlungsstruktur, z. B. aufgrund von Nebenbauten, konnte der Verf. auch auf eine gewisse „Familienkontinuität“ folgern.

Vor der Verlassung des Wohnplatzes dürfte sich noch ein ritueller Akt abgespielt haben, so wird ein Erdofen und die Ausgrabung einer Gruppe von tiefen, sonst als sinnlos erscheinenden Schächten interpretiert. Außer den Baustrukturen konnte noch ein bogenförmiges Pfosten-Grabenwerk beobachtet werden; mit einem außerordentlich kleinen Durchmesser von 12 m. Verf. hält diese Anlage mehr für einen Viehpferch, als für ein frühes Beispiel der bandkeramischen Kreisgrabenanlagen, die schon auf dem ganzen Verbreitungsgebiet der Linearbandkeramik identifiziert werden konnten.

Zur Siedlungsausdehnung in Strögen kann die Aussage als wichtig betrachtet werden, dass die Siedlungsobjekte von allen drei Häusern auf einer Fläche von 900 m² konzentriert vorkommen. So wird die Hypothese von J. Lünig auch mit dem Beispiel dieses Fundortes bestätigt, dass frühe bandkeramische Siedlungen meist klein sind und nur aus wenigen zeitgleichen Häusern bestehen. Die neuen Ausgrabungen in Transdanubien brachten ähnliche Ergebnisse.

Die Ausstattung des Buches ist dem schon gewohnten Niveau der UPA-Bände entsprechend. Die vielen Illustrationen: Zeichnungen, Grafiken, Tabellen sind bei dem Verständnis sehr behilflich, besonders für ausländische Kollegen. Trotz der getrennten Publikationen wäre jedoch eine gemeinsame Bibliographie vielleicht nützlich gewesen: Es ist nicht einfach, die Literaturabkürzungen von E. Lenneis in der Mitte des Buches, vor Kapitel 11 (Spezialuntersuchungen) und ihre Tafeln zu finden. Abgesehen von einigen Druckfehlern bei Namen von deutschen und polnischen Kollegen kann man zu diesem Band nur herzlich gratulieren – mit dem schmerzhaften Gefühl, dass andere ältere Ausgrabungen im Verbreitungsgebiet der Linearbandkeramik mit wichtigen Informationen und Material noch immer unpub-

liziert sind. Dies betrifft aber keinesfalls die Tätigkeit der hiesigen Autoren, deren hier besprochener Band ein wichtiges Handbuch für Forscher des Neolithikums ist.

E. Bánffy

M. Doneus: Die Keramik der mittelneolithischen Kreisgrabenanlage von Kamegg, Niederösterreich. Ein Beitrag zur Chronologie der Stufe MOG I der Lengyel-Kultur. (MPK 46) Wien 2001, 472 Seiten, 146 Tafeln

Der Fundort Kamegg im Kamptal ist ein seit langer Zeit bekannter Fundort der frühen Lengyel-Kultur in Niederösterreich, zu dessen Vorteil gehört, dass er fast völlig ausgegraben wurde. Die Kreisgrabenanlage ist zur Zeit nach Friebritz die zweitgrößte Anlage, die an den Anfang der Kultur zu datieren sei. Der berühmte Fundort ist seit der Zusammenfassung von J. Petrasch (1990) und besonders seit der Monographie von G. Trnka (1991) gut bekannt. Prof. Trnka ist zugleich der Ausgräber von Kamegg, wobei auch der Autor des hier besprochenen Bandes an den Ausgrabungen durch mehrere Jahre teilnahm. Mit Rücksicht darauf ist es wohl verständlich, dass M. Doneus das Thema seiner Magisterarbeit weiterführte. Sein Ziel war diesmal, das ganze Keramikmaterial von Kamegg zu untersuchen.

Es wurden in den zwei Gräben und anderen Siedlungsobjekten insgesamt etwa mehr als 13 000 Keramikbruchstücke während der 14 Grabungskampagnen zwischen 1981–1996 ausgegraben. Verf. gelang es, zuerst eine genaue Statistik über die Zahl der Scherben in den Gräben oder Gruben zusammenzustellen. Diese Statistik, die gut in Tabellen zu verfolgen ist, konnte mit einer gründlichen Kodierung bei jedem Bruchstück in verschiedenen Hinsichten als Vergleich dienen. Dem physikalisch-technologischen Teil folgen selbstverständlich die typologischen Merkmale und auch die Analyse der Verzierungen. Aufgrund des Vergleiches der beiden Typen der Untersuchungen konnte Verf. nicht nur Folgerungen auf die innere Chronologie des Fundortes bzw. auf die feine Chronologie der Keramik ziehen, sondern die Ergebnisse waren auch geeignet, interessante Beobachtungen zu machen. So z. B. über die sog. „Passscherben“, d. h. Scherben von einem Gefäß in verschiedenen Gruben, oder über den Erhaltungszustand der Keramik aufgrund teilweise oder völlig verrundeter Bruchflächen der Scherben. Daraus konnten Folgerungen auf das Leben innerhalb der Siedlung gezogen werden: Keramik mit einem schlechten Erhaltungszustand war wohl sekundär abgelagert, wie bei der Füllung der Kreisgräben in den späteren Besiedlungsphasen. Aufgrund der bisherigen Tätigkeit des Autors ist es fast selbstverständlich, dass sämtliche Ergebnisse auch grafisch abgebildet sind, und zwar in leicht verständlichen und eindeutigen Grafiken. Zugleich werden alle so dargestellten Ergebnisse auch auf dem Grabungsplan angeführt, um die Leser über die Stelle des Quellenmaterials zu informieren.

Aufgrund der Seriation konnte festgestellt werden, dass die typologische Entwicklung während der Stufe MOG I kontinuierlich ist. Diese Beobachtung ist schon in der Forschungsgeschichte der frühen Lengyel-Kultur festgelegt worden, u. a. in den Arbeiten von E. Ruttkay, Chr. Neugebauer-Maresch, E. Každová, V. Podborský, P. Košťuřík, J. Petrasch, J. Pavúk, N. Kalicz. Verf. übernahm das mährische System, mit Recht, da

das Keramikmaterial von Kamegg enge Beziehungen zwischen MbK–MOG aufweist.

Ein Schwerpunkt der Arbeit ist sicherlich die Korrespondenzanalyse der Kamegger Keramik. Offensichtlich konnte die Methode „reciprocal averaging“ am besten bei kleinen, homogen gefüllten Befunden benutzt werden (S. 156). Diese Siedlungsobjekte sind auch ohne Seriation leichter zu interpretieren.

Doch kam Verf. zu einem teilweise anderen Endresultat als z. B. E. Každová. Verf. konnte nämlich – bisher nur auf österreichischem Boden – das Übergangsmaterial zwischen MOG Ia und Ib absondern. Bei ihm bedeutet Phase 1 in Kamegg den Anfang, eine Phase noch vor dem Bau der Kreisgrabenanlage. Phase 2 wird mit eindeutigen, guten Abbildungen hauptsächlich in dem inneren Graben registriert; dagegen sind Funde der Phase 3 meistens im äußeren Graben vorgekommen, wobei der innere Graben nicht mehr instand gehalten (ausgeputzt) war. Phase 4 kann mit MbK Ib1 übereinstimmen, wo die Idee der Kreisgrabenanlage schon aufgegeben und der Bau nicht mehr weitergeführt wurde. Das Ende der Siedlung kam nach Phase 5, als beide Gräben schon fast völlig aufgefüllt wurden.

Diese Folgerungen können natürlich nicht mit einem Fragezeichen versehen werden, dies hätte auch wenig Sinn, der Autor kennt das von ihm aufgearbeitete Material am besten. Es sollte hier doch hinzugefügt werden, dass das charakteristische Merkmal, aufgrund dessen die Analysen ausgeführt wurden, doch auf mehr oder weniger subjektiven Ausgangspunkten ruht. Schließlich kam J. Petrasch aufgrund seiner korrespondenzanalytischen Arbeit zu der Folgerung, dass das Chronologiesystem von E. Každová und Z. Weber richtig sei (Petrasch 1991). Es könnten aber auch gewisse geographische Unterschiede mitgespielt haben, in diesem Sinne wird die Bemerkung des Verf. wichtig, dass die Übergangsphase bislang nur in Niederösterreich beobachtet werden konnte. Im Fall von solchen analytischen Arbeiten, in denen die Kriterien äußerst detailliert, manchmal wirklich minuziös sind, sind darin alle Forscher einig, dass sich die kleinen Unterschiede bei einer Siedlung von wenigen Generationen, die nicht mehr als 100–120 Jahre bestand, im Material vergrößert widerspiegeln werden.

Es soll auch erwähnt werden, dass die neue chronologische Einteilung des Verf. von dem früher anerkannten System der frühen MbK–MOG grundsätzlich nicht abweicht. Es geht ursprünglich um MbK Ia und Ib, beide mit je drei Sub(Sub?)-Phasen. Verf. änderte diese Einteilung so, dass es bei ihm nur je zwei Unterphasen gibt, jedoch unterscheidet er eine neue Übergangsphase zwischen Ia und Ib: etwa an der Stelle von Ia3 und Ib1 laut des Systems von Každová–Weber. Diese neue Unterteilung des frühesten Lengyel-Materials ist wohl interessant und kann sowohl für Kamegg als auch für andere frühe Siedlungen der Mährisch-Ostösterreichischen Gruppe in Niederösterreich und einmal vielleicht auch für Südmähren zutreffen, dürfte jedoch keine grundsätzliche Änderung in der Interpretation dieser neolithischen Phase verursachen.

Die rigorose deskriptive Bearbeitung des Materials ist ein Vorteil des Bandes, kann aber in manchen Hinsichten als mangelhaft erscheinen. So ist z. B. der Teil, in dem Idole diskutiert werden. Diese Funde werden enumeriert, die technischen Merkmale der Fertigung werden aber nur im Kapitel über die Charakterisierung des Keramikmaterials erwähnt. Ähnlich werden „Tonlämpchen oder würfelförmige Hängegefäße“ nur deshalb in die Untersuchung miteinbezogen, weil sie aus Ton gefertigt sind. Es fehlen alle möglichen Interpretationen oder gar

persönliche Meinungen über die Aussagekraft dieses Typs von Funden, die nicht nur in der Frühphase, wie erwähnt (S.165), sondern bis zum Ende der Kultur vorkommen.

Diese positivistische Einstellung gilt eigentlich für die ganze Arbeit. Der Leser bekommt eine perfekt vollbrachte Methode, mit deren Hilfe man Keramik analysieren kann, geringe Überlegungen aber darüber, was die eigentliche Bedeutung dieser Untersuchung sei, über die neuen Kenntnisse des Lebens der MOG I und/oder über das Verständnis der Lengyel-Kultur insgesamt.

Dabei ist es zu bedauern, dass ein eigentlicher Ausblick fehlt. In dem Schlusskapitel „Ergebnis und Ausblick“ (S. 164–169) werden nämlich wichtige Aussagen über die frühe MOG in Kamegg wiederholt, von denen mehrere schon in dem Vorwort und nach den einzelnen Kapiteln des Buches festgestellt sind. Statt dessen oder eher daneben hätte man ein kleines Kapitel begrüßen können, das die Ergebnisse über das Keramikmaterial von Kamegg einigermaßen interpretieren und/oder in größere Zusammenhänge setzen würde. Das Vorhandensein der Ritzverzierung in der Phase Ia1 ist zum Beispiel eine Erscheinung, die gleichzeitigen Fundorten von anderen Gebieten entgegengesetzt werden könnte. In Transdanubien werden die frühesten Lengyel-Siedlungen wie Sé, Zalazsentbalázs, Szentendre oder Bicske gerade dadurch charakterisiert, dass die Ritzverzierung auf der Keramik noch völlig fehlt. Ähnlich ist die Lage in Mähren oder in der Südwestslowakei aber nicht. Ein solcher Teil im Band hätte vielleicht auch nötig gemacht, die etwas begrenzte Literaturverwendung zu erweitern. Diese Bemerkung gilt vor allem für die slowakische und ungarische Literatur, wo wichtige Aufsätze über die Anfänge der Kultur publiziert sind. Mit diesen Arbeiten könnten wohl die neuen Ergebnisse und die chronologische Einteilung des Verf. verglichen werden.

Doch bringt der Band außer den methodologischen Ergebnissen etwas, was diese Publikation für alle Kollegen, die Fundorte der frühen Lengyel-Kultur graben, unentbehrlich macht. Das ist der Katalog. Nicht nur die Beschreibung aller Keramikbruchstücke ist beispielhaft, immer auf der linken Seite, sondern der Leser findet auf jeder Seite einen kleinen Plan des Fundortes, wo immer das Objekt, in dem die beschriebene Keramik vorkam, rot markiert wurde. Dazu gehören 146 sorgfältig angefertigte Tafeln auf der rechten Seite, die abgebildeten Scherben tragen dieselbe Nummerierung wie in der Beschreibung. So können alle Keramikfunde gleich identifiziert werden: durch die Beschreibung und das Bild. Da die Bemalung der Keramik gerade in dieser Phase der Lengyel-Kultur von grundsätzlicher typologischer und auch chronologischer Bedeutung ist, kann nur begrüßt werden, dass die rot- und gelbbemalten Gefäßbruchstücke auf den Bildtafeln bunt markiert sind. Diese Leistung ist auch Frau Mag. N. Doneus zu danken, die – wie in dem Vorwort erwähnt wird – bei der Anfertigung der Tafeln am Computer half.

Das Werk von M. Doneus ist also eine mehrfach wichtige Arbeit für die Forschung: Erstens wurde die chronologische Eingliederung für Österreich gründlich umgearbeitet und neu definiert. Zweitens kann man der Seriation, die nach P. Stadler durchgeführt wurde, auch als Methode, die vielleicht für mehrere Kollegen als Beispiel für weitere Seriationsuntersuchungen dienen kann, sehr gut folgen. Drittens wird die dargelegte und mit Seriation untersuchte Keramik aus Kamegg als ein äußerst wichtiges Vergleichsmaterial für Forscher der Lengyel-MOG–MbK-Kultur dienen.

E. Bánffy

S. Hansen: Studien zu den Metalldeponierungen während der älteren Urnenfelderzeit zwischen Rhönetal und Karpatenbecken. (UPA 21, I-II) In Kommission bei Dr. Rudolf Habelt GmbH, Bonn 1994, 613 S., 217 Abb., 35 Taf. und 1 Beilage

S. Hansen setzt seine frühere Arbeit über die Metalldeponierungen (Studie über die urnenfelderzeitlichen Metalldeponierungen im Rhein-Main-Gebiet) fort. Hier untersucht er die Depotfunde in einem größeren Gebiet zwischen Rhönetal und Karpatenbecken in der älteren Urnenfelderzeit.

In der Einleitung (S. 1–10) betont der Verfasser, dass die Depotfunde nicht eindeutig zu bestimmen sind. Er weist darauf hin, dass es in den europäischen Ländern drei Hauptforschungsrichtungen gibt: In Skandinavien, besonders in Dänemark, wo die Funde aus Mooren stammen, werden diese für Weihgaben gehalten, auf den britischen Inseln seien sie Handwerker verstecke, in Süddeutschland wurden sie den politischen und militärischen Wirren zugeschrieben. Er betont, es sei sehr wichtig, alle Bronzefunde: Grab-, Hort- und Einzelfunde in die Analyse einzubeziehen. Aufgrund seiner Untersuchung stellt er fest, dass die Bronzen in der einen Region aus den Gräbern stammen, in der anderen aus den Horten. Er gibt einen Überblick über den Forschungsstand der Depotfunde im Raum zwischen Rhön und Karpatenbecken, der Poebene und der Mittelgebirgszone. Seit den 70ern wird die Rolle der Depotfunde in der Bronzezeitforschung immer wichtiger. Doch besteht ein großer Unterschied den Forschungsstand der einzelnen Gebiete betreffend. In seiner Arbeit stützt sich der Verfasser auf die veröffentlichten Funde, vor Ort konnte er wenige Depotfunde studieren. Für seine Untersuchung sind die Studien von W. A. von Brunn, H. Müller-Karpe, B. Hänsel, A. Mozsolics, K. Vinski-Gasparini über die Depotfunde und die PBF Bände sehr wichtig.

Im zweiten Teil des Bandes beschäftigt sich der Verfasser mit der Analyse der bronzenen Funde (S. 11–303). Die Gruppierung der Gegenstände: A/ Waffen, Rasiermesser und Bronzegefäße (S. 11–125). Bei den Waffen die Schutzwaffen: Panzer, Beinschienen, Helme, Schilde. Aus dem Depotfund von Malpensa deutet S. Hansen einige Blechstreifen als Schildverstärkungen (S. 20). Das bis jetzt einzigartige Bronzeblechstück mit sternenförmigen Armen von Malpensa ist aufgrund der Darstellung des Reliefs im Grab von Thutmosis IV. in Ägypten mit einem Helmtyp zu identifizieren. Hier führt ein fremder Krieger, wahrscheinlich ein Hurrer den Streitwagen und trägt Helm, Halsberge und Panzer. (T. Kendall: *gurpisu sä aweli: The Helms of the Warriors at Nuzi. Studies on the Civilization and Culture of Nuzi and the Hurrians.* In Honor of E. R. Lacheman, Winona Lake, Indiana Eisenbrauns, 1981, 223, Abb. 8/c; K. Jankovits, *Padusa* 34/35, 1998/1999, 87, Fig. 2, 4). Unter den Schutzwaffentypen fehlt die Halsberge, die im Depotfund von Szentgáloskér zutage kam (J. Hampel: *A bronzkor emlékei Magyarhonban I.* 1886, Taf. CXVIII, 29; A. Mozsolics: *Bronzefunde aus Ungarn. Depotfundhorizonte von Aranyos, Kurd und Gyermely.* 1985, 26–27; Taf. 114, 1). Auch dieser Schutzwaffentyp wurde dank dem oben erwähnten Relief bekannt. Diese Schutzwaffentypen beweisen orientalische Einflüsse in der älteren Urnenfelderzeit. Dann kommen die verschiedenen Typen der Schwerter, Lanzen spitzen, Rasiermesser und Bronzegefäße. Diese Gegenstände sind auch für die adeligen Krieger charakteristisch. Dann folgt die Gruppe B/ Die Geräte (S. 126–233): Schmiedewerkzeug, Gussformen, Gusskerne für Tüllengeräte,

Tüllenbeilhalbformen, Gusszapfen, Werkzeuge der Metall- und Holzbearbeitung, Zangen, Feilen, Hämmer, Ambosse, Punzen, weitere Gerätegruppen: Sägen, Meißel, Haken, Beile, Äxte, Stabaufsätze, Sicheln. Schließlich folgt die Gruppe C/ Symbolformen und Schmuck (S. 234–303): Anhänger, Gürtel, Verzierungs motive, Bergen und Spiralen, Armringe, Fibeln, Nadeln, Gold und Bernstein. In diesem Teil ist die Frage der „fremden Frauen“ interessant, die mit fremden Schmuckgarnituren begraben wurden. Nach der Klassifizierung der Gegenstände beschäftigt sich der Verfasser mit den Umständen der Deponierung. Zahlreiche Verbreitungskarten der einzelnen Typen und Schaulinien ergänzen den Text.

Im dritten Kapitel (S. 304–396) untersucht S. Hansen die elementaren Strukturen der Metalldeponierung. Er gibt einen Überblick über die Depot- und Grabausstattung. Er erkennt richtig, dass sich die Gräber mit reichen Bronzebeigaben in der Spätbronzezeit dort konzentrieren, wo nur wenige Horte gefunden wurden, nämlich im nördlichen Transdanubien und in der südlichen Slowakei. Bei der Zusammenstellung der Ausstattung der Grab- und Hortfunde Transdanubiens (S. 317, Abb. 201) sind einige falsche Angaben zu vermerken: Am Fundort von Csögle gab es 1934 eine Raubgrabung und der genaue Grabzusammenhang im Hügel ist unbekannt (MRT 3, 1970, 64, Fundort 11/7; K. Jankovits, *ActaArchHung* 44, 1992, 12–14). In Bakonyjácó H. 6/Gr. 2 wurde mit dem Schwert nur eine Lanzen spitze (nicht zwei), eine Nadel und Keramik deponiert (K. Jankovits, *ActaArchHung* 44, 1992, 138, Abb. 62). In Bakonyszücs-Százhalom wurden seit 1875 verschiedene Hügel freigelegt, aber die Grabzusammenhänge innerhalb des Hügels sind meistens nicht auszumachen (K. Jankovits, *ActaArchHung* 44, 1992, 6–10, Abb. 3, 1–8, Abb. 4, 3–4). Hügel VIII (1876): Tüllenmeißel, Randleistenbeil, zwei Lanzen spitzen, Bruchstücke einer Schwertklinge, Dolch mit zweischneidiger Klinge, Nadel, verschmolzener Bronze klumpen. Hügel X (1876): Lanzen spitze, zwei Bruchstücke eines Schwertes. Hügel 160: Dolch, Lanzen spitze, Rasiermesser, Nadel und Keramik (E. Patek, *ActaArchHung* 22, 1970, 41–49, Taf. I–IV). Am Fundort von Farkasgyepü-Pörös-erdő II wurden verschiedene Grabhügel am Anfang des 20. Jahrhunderts freigelegt, aber auch in diesen Fällen sind die genaue Grabzusammenhänge unbekannt. Aus diesen Gräbern stammen verschiedene Waffenbeigaben: Lanzen spitze, Tüllenbeil, bruchstückhafte Dolche, Panzerbruchstück (MRT 4, 1972, 98–99; Fundort 27/2; K. Jankovits, *ActaArchHung* 44, 1992, 37–45, Abb. 28, 1–7). Unter den Gräbern mit reichen Waffenbeigaben fehlt das Kriegergrab von Siegendorf (K. Kaus, *Das Kriegergrab von Siegendorf.* In: *Festschrift Burgenland 1975*, 42). In diesem Kapitel beschäftigt sich der Verfasser auch mit den Gefäßdeponierungen, er berichtet über die Deutungsmöglichkeit „Speiseopfer“ oder „Opfer für chthonische Gottheiten“. Dann untersucht er die Depotkomposition, er unterteilt die Depotfunde in drei Gruppen: 1/ reine Hortfunde, 2/ einseitig zusammengesetzte Horte, 3/ Horte mit gemischten Gegenständen: Auf verschiedene geographischen Gebieten untersucht er die Depotzusammensetzungen. Er unterscheidet 15 Regionen: Südostfrankreich, westliches Alpengebiet und Oberitalien, Südwestdeutschland, Oberpfalz, Böhmen, Mähren, Westslowakei, Slowakei und Nordungarn, Nordungarn und Siebenbürgen, Crişana-Gebiet, Siebenbürgen, Banat und Eisernes Tor, Slawonien und Syrmien, Transdanubien und Burgenland/Niederösterreich. Er stellt fest, dass im Gebiet von Slawonien und Syrmien, Transdanubien und Burgenland/Niederösterreich das Hauptmerkmal der

Depotfunde die fragmentierten Bronzen sind. Auch die Bronze-
typen zeigen in diesen Regionen ein sehr gleichförmiges Bild.

Der Analyse der Depotfunde folgt die Interpretation der
Bronzedeponierung (S. 304–396). Der Verfasser gibt einen
Überblick über die verschiedenen Theorien (P. Reinecke,
M. Rowlands, K. Polányi, B. Malinowski, K. Meuli, A. Mozso-
lics). Er führt hauptsächlich die antiken historischen Verfasser in
Verbindung mit den Deponierungen, mit den Weihgaben an.
Er kommt zum Schluss dass die Metallfunde insgesamt das
Ergebnis willentlicher Entäußerung, dass heißt Opfer im weit-
esten Sinne seien. Schließlich kommt er zum Ergebnis, es handle
sich bei der Metalldeponierung in der älteren Urnenfelderzeit
um Votive. Ich bin damit nicht ganz einverstanden, die Depot-
funde im Allgemeinen als Opferdeponierungen zu interpretier-
ten. Vermutlich handelt es sich bei einem Teil der Depotfunde
um Votive, aber meines Erachtens ist eine profane Deutung
derselben nicht auszuschließen: Kriegereignisse, Katastrophen-
horizonte, Händ-lerkatastrophen oder Gießerdepos. Die frag-
mentierten Bronzen können auch als Vorbereitung zum Wiede-
reinschmelzen in den Bronzwerkstätten interpretiert wer-
den. Wir sollen nicht vergessen, dass die Gräber mit reichen
Waffenbeigaben in der Slowakei, in Transdanubien und im
Burgenland in der älteren Urnenfelderzeit auf Kriegereignisse
hinweisen.

Im Exkurs beschäftigt sich S. Hansen mit der Datierung der
ungarischen Kurd- und Gyermely-Horizonte (S. 397–404). Er
berichtet über die Unterschiede der Zusammensetzung der
Depotfunde von Kurd und Gyermely. Er vergleicht die Chrono-
logie der Depothorizonte von W. A. v. Brunn, H. Müller-
Karpe und A. Mozsolics. Schließlich stellt er fest: „Zu vermuten
ist, dass die Kurd-Funde bereits in die Stufe Ha A 2 hinein-
reichen.“ Seine Theorie wird dadurch unterstützt, dass die klas-
sischen Kurd-Funde in Kroatien bereits mit Ha A 2 parallel
laufen. Ich bin damit einverstanden, da auch der Depotfund von
Frattesina I in Nordostitalien – der in die Ha A 2 Zeit datiert
wurde – mit dem Depotfund von Kurd parallelisiert wurde. Auch
die Komposition der beiden Depotfunde ist ähnlich (G. F. Bel-
lintani, R. Peretto, Padusa 20, 1984, 55–72; K. Jankovits, Padusa
32/33, 1996/1997, 121–136).

Den Band ergänzt ein Katalogteil mit den Kataloglisten der
verschiedenen Ländern (S. 407–594). Dann folgt ein Ab-
bildungsverzeichnis mit Fundnachweisen und Abkürzungen
(S. 595–613) und schließlich die Tafeln (1–35) und eine Bei-
lage.

S. Hansen hat eine große, wertvolle Arbeit über die Met-
talldéponierungen geschrieben. In seiner Untersuchung wurden
etwa 800 Hortfunde von 700 Fundplätzen berücksichtigt. Aber
mit seiner Schlussfolgerung, dass alle Depotfunde in der älteren
Urnenfelderzeit in Mitteleuropa Votivopfer seien, kann ich
aufgrund der weiter oben ausgeführten Überlegung nicht ein-
verstanden sein.

K. Jankovits

**R. Rolle–V. Ju. Murzin–A. Ju. Alekseev: Königskurgan Čer-
tomlyk.** Ein skythischer Grabhügel des 4. vorchristlichen Jahr-
hunderts. (Hamburger Forschungen zur Archäologie 1) Verlag
Philipp von Zabern, Mainz 1998, Teilband I: VIII+222 S., 40
Textabb., 52 Taf.; Teilbände II–III: IX+31 S., 65 Schwarzweiß-
u. 30 Farbtaf.; IV+236 S., 23 Schwarzweiß- u. 3 Farbtafeln

Untersucht man die Geschichte der archäologischen Ent-
deckungen, ist in der Forschung der sog. Fürstengräber eine
interessante Parallelität bezüglich der beiden großen „barbari-
schen“ Völker, der Skythen und der Kelten, wahrzunehmen.
Nach dem Ende der großen Grabungsperiode des 19. Jahrhun-
derts brach nämlich nach dem Zweiten Weltkrieg eine weitere
Blütezeit an. Über die geisteshistorische Erklärung dessen ließe
sich lange nachsinnen, wobei man aber auch die finanziellen und
technischen Voraussetzungen solcher Unternehmungen nicht
vergessen sollte; letztere konnten erst im letzten Drittel des 20.
Jahrhunderts mehr oder weniger realisiert werden. Davon offen-
bar nicht ganz unabhängig rückte die Erforschung der früher
oftmals mit bergbaulicher Methodik („Stollengrabung“) unter-
suchten Hügelgräber ab den 1970er Jahren erneut in den Vor-
dergrund. Im Falle von Čertomlyk führte J. E. Zabelin in den
Jahren 1862/63 die zu Recht berühmt gewordene Freilegung
durch. Zwischen 1979 und 1986 kam es dann zu der „Kontroll-
grabung“, an der seit 1981 unter Leitung von Renate Rolle auch
eine deutsche Expedition teilnahm. Als Parallele sei hier er-
wähnt, dass die La Tène A-Nebengrabkammer auf dem Kleinasp-
pergle bei der 1879 von O. Fraas geleiteten „Stollengrabung“
zutage kam, während die moderne Publikation unter Feder-
führung von W. Kimmig im Jahre 1988 erschien. In der Zwisch-
enzeit vollzogen sich hier wie auch da große Dinge: Unsere
Kenntnisse hinsichtlich der skythischen Führungsschicht erwei-
terten sich, und zwar Dank solcher „Fürsten“-Funde wie z. B.
Gajmanova Mogila oder Tolstaja Mogila, von denen die Welt
der Wissenschaft schon in den siebziger Jahren ein gutes Bild
bekam. Der 1978/79 freigelegte Grabhügel von Hochdorf brach-
te eine geradezu kopernikanische Wende in Bezug auf unsere
Kenntnisse über die hallstatt-keltische Aristokratie. Nicht zufäl-
lig wirkte sich das methodisch auch auf das Čertomlyk-Prog-
ramm maßgeblich aus.

Die das im Rahmen der deutsch-sowjetischen und später
deutsch-ukrainischen Zusammenarbeit stattfindende Projekt
aufarbeitende Monographie in russischer Sprache erschien be-
reits 1991 in Kiew. Es ist schwer zu verstehen, warum man auf
die deutschsprachige Publikation – die wegen der von sowjeti-
scher (ukrainischer) Seite gestellten Bedingungen zudem als
Sekundärpublikation gilt, wiewohl sie nicht nur inhaltlich, son-
dern auch umfangmäßig mit der russischen Version hätte iden-
tisch sein müssen – sieben Jahre warten musste. Dass dies nicht
ganz eintrat, ist den historischen Umwälzungen der neunziger
Jahre zu verdanken. Jedenfalls hätte die „freie“ Welt ohne diese
wohl kaum jemals erfahren, mit welch unglaublichem Einfalls-
reichtum die sowjetische Bürokratie bemüht war, die interna-
tionale wissenschaftliche Zusammenarbeit zu torpedieren, und
mit welch unerhörtem Zynismus die Raubwirtschaft sowjetischer
Prägung die natürliche und historische Umwelt zerstört hat. Die
darüber berichtende Einleitung von R. Rolle (anstelle eines
Vorwortes) ist also ein besonders wertvolles wissenschafts-
geschichtliches Dokument.

Der erste Teil der Monographie enthält einen Überblick
über die Forschungsgeschichte des Kurgans. Diesem folgt die
stratigraphische Analyse, welche über die Relativchronologie der
Verfüllung des Hügels hinaus die auf Totenfeiern bzw. nach-
träglichen Opferhandlungen hindeutenden sowie vom Gesichts-
punkt der Rekonstruktion des Bestattungsritus besonders wic-
higen Funde (zentrales Grab, Pferdebestattungen, Gräber der
den „König“ ins Jenseits begleitenden Krieger sowie das als
Nachbestattung zu wertende nördliche Grab) behandelt. Kapitel

III des ersten Teils befasst sich mit der Untersuchung der Fundkomplexe bzw. einzelnen Gegenstandstypen (Keramik, Pferdegeschirr, Bewaffnung, Schmuck, Kult- bzw. Gebrauchsgegenstände). Aus dieser Analyse resultiert die Datierung des Kurgans: Entgegen den in der früheren Fachliteratur erscheinenden weiter gesetzten Grenzen ist das Zentralgrab nach Auffassung der Autoren in den Zeitraum zwischen 330 und 300 v. Chr. zu setzen, wovon die nördliche Bestattung wiederum nur durch einen unbedeutenden Zeitabstand entfernt sein dürfte. Eine komparative Untersuchung der skythischen „Fürsten“-Gräber befürwortet, dass der „Inhaber“ des Kurgans von Čertomlyk dem gesellschaftlichen Rang nach ein König gewesen sein könnte. Diese Vermutung, konfrontiert mit der archäologischen Datierung, ermöglicht innerhalb gewisser Grenzen auch eine historische Interpretation. Einerseits ist auszuschließen, dass es sich bei dem Bestatteten um den 339 v. Chr. von Philippos II. besiegten Areas handelt. In Betracht käme wiederum ein 329 verstorbener Herrscher oder der von Diodoros erwähnte Agoras, sofern er vor dem Jahr 300 v. Chr. starb.

Der zweite Teil der Monographie beinhaltet den kompletten Katalog der in der St. Petersburger Eremitage aufbewahrten alten Funde sowie des Fundmaterials der neuen Grabungen. Für die nach meinem Empfinden etwas zu wortkargen Beschreibungen entschädigt die niveauvolle Foto- und Zeichnungsdokumentation, die den gegenwärtigen Zustand des 1862/63 freigelegten Materials angemessen veranschaulicht.

Im umfangreichen dritten Teil haben die (insgesamt 18) begleitenden Studien Platz gefunden. Abgesehen von der das Schaffen Zabelins würdigenden Studie von L. A. Litovčenko stellt der Band eine interessante Fundgrube der interdisziplinären Annäherung dar, die in Kenntnis der archäologischen Literatur Osteuropas als bahnbrechend zu bewerten ist. Die umweltarchäologischen Untersuchungen (Bodenkunde: M. Klamm, H. Vierbock, B. Meyer; Paläogeographie: M. M. Jevlev; Hydrogeologie: A. J. Šatov) verdienen es, besonders hervorgehoben zu werden, ohne jedoch die anthropologischen (M. Schulz bzw. S. J. Kruc), paläozoologischen (O. P. Žuravljev) und paläobotanischen (G. A. Paškevič) übergehen zu wollen. Eine Studie beschäftigt sich mit den bautechnischen Fragen des Kurgans (E. Gauglitz, G. Jäger, W. Jäger; s. noch die Untersuchungen von W. Herz zum System der skythischen Längenmaße). In mehreren Arbeiten geht es um die mit dem Fundmaterial verbundenen technischen Probleme (Herstellung der Gold- und Silbergefäße: R. S. Minasjan; metallographische Untersuchung der Eisengegenstände: B. A. Šramko, L. A. Solncev; Buntmetallanalyse: S. Ja. Ol'govskij; Holzreste: A. J. Seměnov). Unbedingte Erwähnung verdienen die Aufarbeitung (S. V. Polin) der 112 vom Gesichtspunkt der Datierung des Kurgans ganz entscheidenden griechischen Weinamphoren sowie der den figuralen Fries der Čertomlyk-Amphore analysierende Beitrag von R. Rolle.

An dieser Stelle müsste nun die lange Liste mit den Ergebnissen der Monographie folgen. Statt dessen möchte ich lediglich auf einige Feststellungen der bautechnischen Untersuchung kurz eingehen. Der 21–22 m hohe, ca. 350 m im Durchmesser messende Hügel mit mehr als 80 000 m³ Rauminhalt wurde in drei Bauphasen aus Rasenziegeln errichtet, die man aus einer rund 400 000 m² großen Fläche ausschnitt. (Ein offensichtlich symbolisches Verfahren, das eine religiös verwurzelte Vorstellung widerspiegelt.) Wenn man hinzurechnet, dass das aus fünf Kammern bestehende Zentralgrab in 12 m Tiefe angelegt und der Kurgan mit einer 2,5 m hohen Steinkonstruktion

umgeben war, erhält man einen ungefähren Begriff von seinen gigantischen Ausmaßen.

Heute ermöglicht die dem Kurgan von Čertomlyk gewidmete deutschsprachige Monographie bereits einem breiten Kreis von Wissenschaftlern Zugriff auf all jene Ergebnisse, welche der Anwendung moderner Methoden und Techniken in der Erforschung dieses „Königsgrabes“ zu verdanken sind. Der höchste Wert dieses Projektes liegt dennoch in dem Streben nach Vollständigkeit, d. h. in der umfassenden Aufarbeitung bzw. Neuauswertung sämtlicher Funde der Forschungen von 1862/63 sowie zwischen 1979 und 1986. Hinzu kommt, dass die zweibändige deutsche Monographie im Vergleich zur russischen Erstpublikation zahlreiche neue Informationen enthält. Bedenkt man die oben geschilderten, die internationale Zusammenarbeit erschwernenden Umstände, gebührt den Teilnehmern des Čertomlyk-Projektes größte Anerkennung.

M. Szabó

B. Nardelli: I cammei del Museo Archeologico Nazionale di Venezia. Collezioni e Musei Archeologici del Veneto 43. Collana diretta da G. Travesari. Giorgio Bretschneider, Roma 1999, 123 S., 123 Farbillustr.

Die Kameensammlung des Archäologischen Museums zu Venedig besteht aus 66 zumeist nicht antiken (16.–18. Jh.) Stücken. Ihre Fundorte betreffend liegen keine genauen Angaben vor, im Höchstfall ist zu vermuten, dass sie zum größeren Teil aus dem nördlichen Küstengebiet der Adria stammen (Nr. 61–66: Dalmatien). Der früheste Teil der Sammlung (25 St.) gelangte Ende des 16. Jahrhunderts Dank des Venezianers Grimani, Patriarchen von Aquileia, nach Venedig. Ende des 18. Jahrhunderts bereicherten weitere Stücke von G. Zulian (6) bzw. der Abtei San Giovanni zu Padua (29) die Sammlung und nach dem Zweiten Weltkrieg kamen einige Exemplare (6) aus dem ehemaligen Nationalmuseum von Zadar hinzu. Diesen Gruppierungen entspricht auch die Gliederung des Katalogs, wobei jeder Gruppe eine detaillierte Einleitung bezüglich des Entstehens der Sammlung vorausgeht. Die einzelnen Stücke sind ausführlich beschrieben und mit den entsprechenden Literaturhinweisen versehen. In der Mehrzahl der Fälle hat Bruna Nardelli die nicht ganz leichte Aufgabe der Absonderung antiker und neuzeitlicher Kameen erfolgreich gelöst.

Das schönste Stück der Grimani-Sammlung zeigt einen als Serapis bezeichneten Kopf (Nr. 1). Das Porträt mit dichtem Haar und Bart folgt den Zeus-Darstellungen, am Kopf allerdings fehlt der diese Bestimmung erhärtende Kalathos. Dagegen befindet sich zwischen den Haarlocken über der Stirn eine gemeißelte Vertiefung, von der die Verfasserin vermutet, dass sie zum Einfügen des Kalathos gedient hat. Die Kamee entstand wahrscheinlich im 2. Jahrhundert n. Chr. in einer alexandrinischen Werkstatt. Mit dieser Vermutung stimme ich weitgehend überein und halte es auch für denkbar, dass der Herstellungsort der an Intaglien häufigen Iuppiter-Serapis Porträts in erster Linie Alexandria gewesen sein mag.¹ Ebenfalls dort dürften das meisterhafte Kleopatra-Porträt (Nr. 2) sowie die lebhaft Szene

¹ Vgl. T. GESZTELYI: Gemstones of the Kuny Domonkos Museum in Tata. Tata 2002, 22.

der die Göttin Isis feiernden Frauen (Nr. 5) entstanden sein. Zum Thema des mit einem Blitz abgebildeten Amor (Nr. 7) sei auf die Studie über eine neuer worbene Gemme der Münchner Antikensammlung von G. Platz-Horster verwiesen.²

Im Fall der Büste mit Lorbeerkranz (Nr. 13) halte ich es für unwahrscheinlich, dass sie Tiberius darstellen soll. Von der in der Beschreibung erwähnten Adlernase (*naso aquilino*) – tatsächlich ein Merkmal der Tiberius-Porträts – ist bei der Kamee keine Spur zu entdecken. W.-R. Megow bezweifelt sogar den antiken Ursprung des Stückes.³ Als charakteristischsten Zug des Porträts darf man jedenfalls die seitlich am Gesicht, von der Schläfe herabreichende, lange Haarsträhne (*un ricciolo, particolarmente lungo*) betrachten. Diese Haarsträhne ist jedoch eher ein Backenbart und allgemein für die Germanicus-Porträts typisch, deren herausragendstes Exemplar die von Herophilos signierte Wiener Kamee (*Megow C 19*) ist. Bei dieser stehen dem Exemplar von Venedig auch Gesichtskontur und Haarform sehr nahe.

Mit Sicherheit nicht antik ist die das Urteil des Paris mit unbedeckten Gestalten abbildende Kamee (Nr. 26) aus der Abtei San Giovanni. Das Thema war in der griechischen und römischen Kunst zwar gleichermaßen beliebt, und richtig ist auch, dass Venus in der Regel halb unbedeckt erscheint. Doch im Falle der die eheliche Treue verkörpernden Iuno und der jungfräulichen Minerva kommt das niemals vor. Umso mehr bevorzugte man diese frivole Darstellungsweise in der Renaissance- und Barockkunst.⁴ Verwirrend ist auch die Erscheinung des Paris: sein Haar und Oberkörper erinnern mehr an eine Frau denn an einen Mann, in der Hand hält er einen urnenartigen Gegenstand, nach dem Venus greift, als wolle sie das Los ziehen.

Die für eine Etruscilla-Büste gehaltene Darstellung (Nr. 30) zeigt einen häufigen severischen Porträttyp. Die in der Haartracht kleinere bzw. größere Abweichungen aufweisenden Frauengestalten sind nicht als Mitglieder der kaiserlichen Familie, sondern eher als Privatpersonen (*Megow F 23–40*) anzusehen. In größter Zahl kamen Kameen mit ähnlichen Porträts im Gebiet von Moesia Superior zum Vorschein, aber auch in Pannonien gibt es solche Funde.⁵ Ihren Herstellungsort hat man wahrscheinlich in einem der Zentren (Viminicum?, Novae?, Durostorum?) am Unterlauf der Donau zu suchen.⁶ Ungewöhnlich ist das Material der venezianischen Kamee (Steatit), für das man in der römischen Glyptik kein Beispiel kennt. Vielleicht stimmt doch die Beschreibung im alten Inventarbuch, nach der es sich um durch Hitze einwirkung veränderten Achat handelt!?

Der auf dem Rücken eines Löwen kniende, das Maul des Tieres aufsperrende, wie ein römischer Soldat gekleidete Mann

stellt – wenngleich unter Verwendung antiker Motive (Hercules, Mithras, Imperator) – ohne Zweifel Samson dar. Wegen des lockigen Haares und Bartes sowie der leicht hakenförmigen Nase muss man in ihm nicht unbedingt Lucius Verus sehen, möglicherweise sind dies einfach nur Merkmale der jüdischen Gesichtszüge. Bei der als mythologische Szene bezeichneten Darstellung (Nr. 34: vielleicht Ares und Aphrodite) handelt es sich vermutlich um eine Renaissance-Interpretation der Sage von der verführten Dido und dem zur Jagd eilenden Aeneas: Aeneas, in der üblichen Militärtracht, scheint der sündigen Versuchung entfliehen zu wollen, während die nackte Dido mit unverhüllter Erotik nach ihm greift. Die antike Parallele der Szene kann man auf den oftmals zitierten Mosaiken der Villa von Low Ham sehen, dort ist jedoch die Zuneigung der Liebenden noch gegenseitig.⁷

Das Anfangswort der Inschrift auf der Kamee Nr. 54 lautet richtig: HONI.

Das herausragendste Stück der Zulian-Sammlung ist die Zeus-Asklepeios darstellende sog. Cammeo Zulian. Nach der jüngsten Untersuchung hält man die pergamonische Asklepios-Skulptur des Phymachos für das Vorbild der Darstellung. Das auf der Schulter erscheinende Zeus-Attribut, der Aegis, ist ein Ergebnis der in hadrianischer Zeit erfolgten Umarbeitung.⁸

Die aus der Sammlung von Zadar stammende, einen Meeres-Thiasos darstellende Kamee (Nr. 63) dürfte kaum antiker Herkunft sein, da die darauf erscheinenden *ittiocentauro-* und *ariete marino*-Gestalten der antiken Ikonographie fremd sind.

Das Material der Kameen wurde zwar von einem Mineralogischen Institut bestimmt (Istituto Gemmologico Americano, S. 117), dennoch sind im Vergleich zu den bislang gültigen Bestimmungen einige Widersprüche anzutreffen. Die Jaspisse pflegt man nicht der Kalzedon-Gruppe zuzuordnen, sondern sie bilden eine separate Gruppe der feinkristallinen Quarze.⁹ Für keine der Arten ist typisch, dass sie semitraslucido ist. In dem auch von der Verfasserin verwendeten archäogemmologischen Band kann man über die Jaspisse lesen: *i diaspri ... sono tipicamente opachi*.¹⁰ Das Stück Nr. 64 im Katalog scheint aufgrund des Fotos eher ein Karneol als ein Jaspis zu sein.

Außerlich repräsentiert der Band die von der Reihe *Collezioni e Musei* bereits gewohnte hohe Qualität: Glanzpapier mit ausgezeichneten Farbillustrationen sowie gut gegliederten und überschaubaren Beschreibungen. Man darf dem Erscheinen des Katalogs der den größeren Teil der Sammlung (600 St.) ausmachenden Intaglien also mit Spannung entgegensehen.

T. Gesztelyi

² G. PLATZ-HORSTER: Eros mit den Waffen des Zeus. *Münchner Jhb. der bildenden Kunst* 46 (1995) 7–24.

³ W.-R. MEGOW: Kameen von Augustus bis Alexander Severus. Berlin 1987, A 127.

⁴ S. T. GESZTELYI: Antike Gemmen im Ungarischen Nationalmuseum. Budapest 2000, Nr. 319.

⁵ I. POPOVIĆ: Les camées romaines au Musée National de Beograd. Beograd 1989, 52ff.; GESZTELYI 2000, Nr. 281.

⁶ A. DIMITROVA: Camées a portraits des femmes de la première moitié du III^e. N. é. *Arheologija* 11/2 (1969) 43ff.; POPOVIĆ 1989, 53ff.; GESZTELYI 2000, 21.

⁷ R. BIANCHI BANDINELLI: Roma. La fine dell'arte antica. Milano 1970, Abb. 198.

⁸ L. SPERTI: Il cammeo Zulian: nuova interpretazione iconografica e stilistica. *RivisdiAr* 17 (1993) 54–70.

⁹ Vgl. H. PHILIPP: *Mira et magica*. Mainz 1986, 128.

¹⁰ G. DEVOTO–A. MOLAYEN: *Archeogemmologia. Pietre antiche, glittica, magia e litoterapia*. Roma 1990, 126.

T. Cvjetičanin: Глеђссана керамик Горње Мезије – Glazed Pottery from Upper Moesia. (Arheološke Monografije) Beograd 2001, 150 S., 8 Abb.

Thema der Monographie ist eine Gruppe der kaiserzeitlichen römischen Feinkeramik. Gefäße bzw. Lampen mit Bleiglasur kommen bei den im Gebiet der europäischen Provinzen stattfindenden Grabungen äußerst selten zum Vorschein, doch die Schönheit der Gegenstände, ihre in ungewohnten Farben schillernde Oberfläche, hauptsächlich aber ihr außergewöhnlicher Formreichtum und die Einzigartigkeit der Verzierungen haben das besondere Interesse der Keramikforscher auf sich gelenkt. In den vergangenen Jahrzehnten beschränkten sich die Publikationen der in der Donauregion gefundenen bleiglasierten Ware meist auf die Veröffentlichung nur jeweils eines Gegenstandes, d. h. auf seine Beschreibung innerhalb des Fundmaterials einer Grabung. Der Band von Tatjana Cvjetičanin ist schon wegen des monographischen Charakters der Aufarbeitung ein bedeutsames Werk, spiegelt er doch den neuartigen Anspruch der römischen mittelkaiserzeitlichen Keramikforschung in Mittelosteuropa wider, welche sich die Bestimmung eines einzigen Keramiktyps innerhalb einer größeren territorialen Einheit zum Ziel gesetzt hat. Publikationen ähnlicher Art sind lediglich aus der Feder von Anne Hochuli-Gysel (Kleinasiatische glasierte Reliefkeramik – 50 v. Chr. bis 50 n. Chr. – und ihre oberitalischen Nachahmungen. ArchBern 7 [1977]) und Verena Gassner (*Mittelkaiserzeitliche glasierte Keramik in Pannonien. CarnJb [1992] 9–55*) bekannt. Von der Verfasserin sind im letzten Jahrzehnt mehrere ausgezeichnete Studien über die verschiedenen Typen der im Gebiet am Unterlauf der Donau gefundenen römischen Keramik der Kaiserzeit erschienen. Aus dem Vorwort des Bandes erfährt man, dass es sich um die Überarbeitung eines Themas ihrer 1997 eingereichten PhD-Arbeit handelt, in der sie die glasierte Keramik von Moesia, Dacia Ripensis, Dacia Mediterranea und Dardania behandelte. Diese sich auf ein weites Gebiet erstreckende und über das Fundmaterial aus sechs Jahrhunderten verteilende Gegenstandsgruppe soll demnächst detailliert publiziert werden. Vorrangiger Aspekt der Gliederung des Themas ist die in der Forschung allgemein verbreitete Feststellung, dass die frühe (vom 1. bis zum 3. Jh. erscheinende) und späte (ins 4. bis 6. Jh. datierte) glasierte Ware sich nicht allein aufgrund ihrer Herstellungszeit in zwei Gruppen unterteilt, sondern auch deshalb, weil sie zwei verschiedene Keramiktypen repräsentiert und bei den Typen unterschiedlicher Zeitstellung lediglich die auf die Oberfläche der Scherbe gebrannten, Bleioxid enthaltenden Glasuren einander ähneln. Im rezensierten Band behandelt die Verfasserin nur das „frühe“ Fundmaterial. Der zweite Gesichtspunkt ist, dass sie die frühe glasierte Ware gemäß ihrer Fundorte, in einer kleineren territorialen Einheit, innerhalb der römerzeitlichen Provinzgrenzen von Ober-Moesia (den archäologischen Fundorten im heutigen Serbien, Macedonien und Bulgarien), untersucht.

Die Studie erschien zweisprachig; der erste Teil ist in serbischer und der zweite, diesem genau entsprechende Teil in englischer Sprache zu lesen. Die serbische Ausgabe illustrieren Textabbildungen der Gegenstände, die englischsprachige Version ergänzen Farbfotos von acht außergewöhnlich schönen Gefäßen.

In dem Gebiet kamen 169 glasierte Gefäßfragmente zum Vorschein. Das ist im Verhältnis zum gesamten Keramikmaterial der Grabungen zwar nur ein geringer Prozentsatz, gilt jedoch –

gemessen an den in den übrigen Provinzen des Imperiums registrierten glasierten Keramiken ähnlichen Alters – als reiches Fundmaterial. Diese Funde untersucht die Verfasserin nach dreierlei Gesichtspunkten. Aufgrund der Farbe und Beschaffenheit der Scherbe und Glasur sondert sie sieben große Gruppen bzw. innerhalb dieser entsprechende Form-Untergruppen ab. Bei den Formmerkmalen geht sie auf die Fundumstände ein und bestimmt auf deren Grundlage dann das Alter der Gegenstände. Der Aufzählung der Formvariationen der größeren Gruppen folgt eine allgemeine Charakteristik. Hier stellt sie fest, dass die gemäß ihrer Materialqualität den größeren Gruppen zugeordneten Gefäße von ein und demselben Gebiet oder aus ein und derselben Werkstatt an die Fundorte gelangt sind.

Beim zweiten Aspekt der Untersuchung erhält man ein Bild von den Produktionsumständen und der Verbreitungsweise dieser Ware. Was die Herkunft der frühen bleiglasierten Keramikfunde von Ober-Moesia betrifft, unterscheidet die Verfasserin drei Warenkategorien: mittelgallische, auf Einfluss der mittelgallischen Ware entstandene lokale Fabrikate sowie Ware lokaler Produktion. Nicht nur der Herkunftsort, auch der Verbreitungszeitraum der drei Warenkategorien weichen voneinander ab. Der Import der gallischen Gefäße setzte im letzten Drittel des 1. Jahrhunderts ein und ihr Erscheinen ist nicht so sehr mit der Richtung des Handelsverkehrs als eher mit den Truppenbewegungen in Zusammenhang zu bringen. Leider konnte die Verfasserin durch den Vergleich mit den Fabrikaten lokaler Produktion die in Vichy, St. Rémy, Gannat oder eventuelle in Lezoux lokalisierten Manufakturen bislang nicht identifizieren, obwohl die reichlich nach Moesia exportierte Keramik unsere Kenntnisse in Bezug auf die Verbreitung der gallischen Ware beträchtlich erweitern könnte. Die zweite Warenkategorie bilden die unter mittelgallischem Einfluss entstandenen Gefäße. Man findet sie zwar auch in den domitianisch-traianischen Schichten, doch in der Mehrzahl sind sie in den Zeitraum Mitte bis Ende des 2. Jahrhunderts zu datieren. Diese Datierung steht im Einklang mit der allgemein gültigen Beobachtung, wonach sich die mittelgallische Feinkeramik ebenso wie der auch die Produkte der lokalen Werkstätten inspirierende Einfluss zu jener Zeit im Gebiet am Unterlauf der Donau zu verbreiten begannen. Während bei den Keramiken dieses Typs aus Ober-Moesia die gelblichen Nuancen der Bleiglasur überwiegen, sind für die Gefäße aus Dazien und Pannonien eher grün getönte Glasuren charakteristisch. Eines der Produktionszentren der den gallischen Einfluss zeigenden Keramiktypen vermutet die Autorin in Viminiacum.

Zur dritten Kategorie der lokalen Fabrikate gehören nahezu zwei Drittel des gesamten Fundmaterials. Diese Gefäße wurden im Laufe des 2. Jahrhunderts und auch im 3. Jahrhundert noch hergestellt. Die Fundorte dieser Keramiken konzentrieren sich besonders im nördlichen Teil der Provinz, im Ufergebiet der Donau. Produktionsstätten bzw. zum Brennen glasierter Keramik geeignete Öfen hat man bislang nur in Viminiacum freigelegt. Die Verfasserin hält es aber für wahrscheinlich, dass es auch in Kozmaj ein Produktionszentrum gab, denn in diesem Gebiet kamen die meisten der frühen glasierten Gefäße zum Vorschein, und eine kleinere Menge der den dazischen bzw. pannonischen Fabrikaten ähnelnden Ware verbreitete sich vielleicht von Singidunum aus. Nach ihrer Meinung haben die glasierten Funde des Zeitalters allgemein starke Ähnlichkeit mit den in den Nachbarprovinzen Pannonien, Dazien und Nieder-Moesien zum Vorschein gelangten Funden. Weiters nimmt sie

an, dass die Produktion vielleicht mit irgendeiner besonderen Tendenz verbunden war, die im weiteren Kreis der Donauprovinzen erkennbar ist. Die Verbreitung könnten eine bestimmte Art oder Zweck der Verwendung oder einfach nur die Schönheit der glasierten Oberfläche motiviert haben. Im Endergebnis heißt das: Die Herstellungsweise geht auf das östliche Mediterraneum zurück und die lokale Produktion dürfte von der östlichen Industrie auch unmittelbar beeinflusst worden sein, wenngleich die Studie in erster Linie davon überzeugt, dass die Entwicklung der frühen glasierten Ware in Ober-Moesia am ehesten dem Einfluss der gallischen Manufakturen unterlag.

Im letzten Kapitel stellt die Verfasserin Keramikfundorte bzw. den Typ der von diesen Fundorten stammenden glasierten Ware vor.

Zweifelloos hat die Aufarbeitung und Bestimmung der frühkaiserzeitlichen bleigasierten Ware aus Ober-Moesia das von dieser Keramikart bestehende Bild um etliche Facetten bereichert. Die Notwendigkeit der Ausarbeitung eines Werkstattsystems, der Untersuchung der Verbreitungsrichtung und der eventuellen Korrektur der den Gegenstand betreffenden Irrtümer regt die Forschung letztendlich dazu an, trotz des seltenen Vorkommens der glasierten Keramik in Europa mit einer großen Menge Angaben über das Zeitalter und den Ort zu dienen, da man diese benutzt hat.

A. Bugán

Slowenien und die Nachbarländer zwischen Antike und karolingischer Epoche. Anfänge der slowenischen Ethnogenese I–II. Hrsg. von R. Bratož. Narodni Muzej Slovenije, Ljubljana 2000, 1130 S.

Vom 22. bis 25. September 1998 hat das Slowenische Nationalmuseum gemeinsam mit dem Archäologischen Institut der Slowenischen Akademie der Wissenschaften und Künste, der Abteilung für Geschichte der Universität Ljubljana und dem Österreichischen Ost- und Südeuropa-Institut in Wien (Außenstelle Ljubljana) ein internationales Symposium veranstaltet. Das Ziel war einerseits die historischen Ereignisse und Veränderungen im Zeitraum zwischen dem 6. und 9. Jahrhundert zu erforschen und andererseits die Anfänge der slowenischen Ethnogenese zu beleuchten.

Die Erforschung und Bearbeitung der Epoche war tatsächlich aktuell, da es viele Unklarheiten, Unsicherheiten und Zweifelhafte im Hinblick auf diesen Zeitraum gibt. Deswegen ist die Begrüßungsansprache des Präsidenten der Slowenischen Akademie der Wissenschaften und Künste wichtig: „Mann muss auch in der Geschichtsschreibung wie in allen anderen Wissenschaften wagen. Nur der Aufbruch ins Unbekannte kann den Forscher mit neuen Entdeckungen oder wenigstens Annahmen belohnen. Wer weiß, ob die heutigen Vermutungen trotz scharfer Widerstände schon morgen nicht produktiv werden und uns zu neuen wissenschaftlichen Erkenntnissen führen?“ Im Zeichen dessen sind nicht nur das Symposium, sondern auch die vorliegenden Bänder entstanden.

Die Sektionen bzw. Themengruppen A, B, C, D und E beinhalten zusammen mit den Diskussionsbeiträgen mehr als fünfzig Referate, darunter auch längere Studien. ‚A‘ Sektion: Einleitende historische Betrachtungen, B: Die Frage der Kontinuität: Untergang oder Umformung der Antike, C: Die Ethno-

genese zwischen der Spätantike und dem 8. Jahrhundert und ihre Organisationsformen, D: Kirchen-, Kunst- und Literaturgeschichte, Sprachwissenschaft, Onomastik und neuzeitliche Historiographie, E: Schlussdiskussion. Da es wegen des begrenzten Rahmens der Rezension nicht möglich ist, auf alle Beiträge detailliert einzugehen, möchte ich die verschiedenen Themen zusammenfassend behandeln.

Man kann der Feststellung zustimmen, dass die Interpretation der Quellen, egal ob es sich um schriftliche oder archäologische Quellen handelt, nicht immer leicht ist. V. Bierbauer verwendet im Zusammenhang mit der Deutung der archäologischen Quellen den Ausdruck „Aussagekraft“. Er untersucht die Höhensiedlungen Oberitaliens (Kreis Friaul), die in den Schriftquellen *castra* genannt sind. Eine Ausgrabung hat in Invillino-Ibligo stattgefunden. Diese Freilegung liefert also gleichermaßen Argumente zur Untersuchung der Siedlungsstruktur wie zur Lage der Kirchen bzw. deren Grundriss. Bei ihrer Interpretation ist der Verfasser dennoch vorsichtig, denn wendet man die hier gewonnenen Ergebnisse auf andere Gebiete an, können sich sowohl Übereinstimmungen wie auch Unterschiede ergeben. Es gibt Fragen, die noch nicht eindeutig beantwortet werden können, wie zum Beispiel die, ob im 5. Jahrhundert die Bevölkerung aus den ungeschützten Gebieten hier eingewandert ist. Der Beitrag stellt fest, dass im untersuchten Gebiet die Überreste mehrerer Kirchen vorzufinden sind, was die Existenz christlicher Gemeinden belegt. Davon sind die Kirchen des 5./6.–7. Jahrhunderts archäologisch gut nachweisbar, die des 4. Jahrhunderts dagegen nur unzureichend. Gleichzeitig ist die Kontinuität dieses frühen Kirchennetzes bis in die Neuzeit hinein zu verfolgen, was wiederum vermuten lässt, dass die Struktur der Pfarrgemeinden sich eventuell aus diesem heraus entwickelt haben könnte. Sowohl die archäologischen als auch die Schriftquellen im besagten Gebiet zeugen von der Christianisierung im 5. Jahrhundert und von Siedlungskontinuität in den Siedlungen außerhalb der Städte.

Egal ob wir Südpannonien oder Dalmatien oder nur das Gebiet von Friaul betrachten, man kann überall feststellen, dass die frühen Kirchen – verglichen mit anderen Gebieten – dicht beieinander liegen. Bezeichnend ist allerdings auch, dass sich diese Kirchen bzw. Kirchenruinen, aufgrund der geographischen Verhältnisse in den genannten Gebieten, meist an schwer erreichbaren Orten befinden – auf Inseln, Felsenhöhen oder Berggipfeln. Folglich war den Menschen gar keine andere Wahl geblieben, als ein dichtes Netz von Kirchen zu bauen. Wenn es eine Gemeinde mit nur wenigen Christen gab, war der Bau der Kirche doch erforderlich und notwendig. Daher möchte ich zu bedenken geben, dass das Kirchennetz wegen dieser geographischen Gegebenheiten bis in die Gegenwart erkennbar ist bzw. dass dieses Netz aus demselben Grund das Fundament für die Struktur der Pfarreien gewesen sein dürfte. Und vielleicht eben wegen dieser geographischen Gegebenheiten weist die Lage der Bistümer in diesem Gebiet auch heute noch eine solche Dichte auf.

Eine andere Sektion befasst sich mit der Rolle der Sprache, der Kultur und des Schrifttums. Das erste Buch in slowenischer Sprache erschien im Jahre 1550, welches Jahr man mit den Anfängen des heutigen, modernen slowenischen Nationalbewusstseins gleichsetzt. Der Verfasser geht auf die vielerlei Einflüsse ein, die zur Herausbildung des nationalen Bewusstseins beigetragen haben, und stellt fest, dass die Übernahme des Christentums in dieser Hinsicht eindeutig positiv gewirkt hat.

Obwohl man annehmen darf, dass die gebildeten Menschen in den Höhensiedlungen der südöstlichen Alpenregion längere Zeit weitergelebt haben, ist es dennoch nicht als erwiesen zu betrachten, dass diese weiterlebende Bevölkerung in die Städte zurückkehrte, als 200 Jahre später die Slawen erschienen. Somit liefert die Kontinuität der Ortsnamen nicht unbedingt einen Beweis für die Kontinuität der romanisierten Bevölkerung. Denn man kennt weder die Bevölkerungszahl der verbliebenen romanisierten Einwohnerschaft noch weiß man, wie groß ihr Einfluss gewesen sein könnte.“

H. Krawinkler untersucht die Bezeichnung „Slawen“ der lateinischen Quellen aus dem 6.–10. Jahrhundert. Die orthographischen Varianten haben gleichermaßen die Bedeutung „Slawen“, wobei nur einige der Quellen ganz allgemein von Slawen sprechen. Meistens kann man den geographischen Ort bestimmen, von wessen Slawen dort und dann die Rede ist. Die westlichen Slawen werden im Allgemeinen *Venetii* genannt, dessen Form *Winidi* oder *Winedi* H. Krawinkler als Weiterentwicklungen interpretiert, und verweist zugleich auf den Wortgebrauch *Venedi* bei Plinius bzw. *venethi* bei Tacitus.

Auch A. Pleterski analysiert schriftliche Quellen, da seiner Meinung nach: „Wenn man Zweifel hegt, muss man zur Quelle selbst zurückkehren ...“ Der Zweifel bezieht sich auf eine Behauptung der *Conversio* über zwei vom Bischof Modestus eingeweihten Kirchen. Der ursprünglich akzeptierten Version zufolge steht St. Peter in Holz auf den Ruinen der frühchristlichen Kirche von Teurnia, die Modestus eingeweiht hat und wo eventuell Nonnosus, der lokale Heilige, bestattet wurde. Die Forschungen von R. Egger und H. Dolenz hatten ergeben, dass die obige Behauptung nicht nachgewiesen werden kann. Und F. Glaser hat 200 m westlich von den fraglichen Stellen die Ruinen der spätantiken Bischofskirche gefunden. Aufgrund weiterer Forschungen stellte sich heraus, dass die Übersetzung der besagten Textstelle der *Conversio* unrichtig ist, was zu irrtümlichen Folgerungen führte. Der Verfasser hat die Unhaltbarkeit mehrerer Hypothesen nachgewiesen, und Dank einer detaillierten philologischen Analyse konnte er die richtige Übersetzung und Deutung geben: „Als diese gekommen waren, weihten sie dort den Karantanen die Kirche der heiligen Maria und eine andere im Gebiet (Bereich) von Liburnia beziehungsweise (genauer) in Undrimas und in zahlreichen anderen Orten.“ Nach dieser Interpretation weihte Modestus also die Kirche Maria Saal/Gospa Sveta sowie eine andere Kirche in Undrimas, im Gebiet von Liburnia, ein.

B. M. Szőke hat in den an die Wende 8./9. und ins 9. Jahrhundert zu datierenden Gräberfeldern zwei verschiedene Bestattungsbräuche beobachtet, aus denen er darauf schloss, dass Awaren und Slawen sich zur gleichen Zeit hier aufhielten. Das Fundmaterial der freigelegten Gräberfelder war auch Anlass zur Änderung mehrerer Meinungen. Zum Schluss kann man sagen, dass die Ausgrabungen zur genaueren Kenntnis der Geschichte dieses Zeitalters beigetragen haben.

Sehr wichtig in Bezug auf das Christentum unseres Gebietes ist der Aufsatz (allgemein die Aufsätze, Referate und Werke) von R. Bratož: Das Patriarchat Grado im monotheistischen Streit. Natürlich diskutiert er detailliert nicht nur über die monotheistische Doktrin, sondern auch über die Dreikapitellehre. Ferner analysiert er – unter anderen – die drei Maximus-Reden, die verschiedenen Synoden, Teilnehmer der Synoden, die Bischofssitze, die Rolle des Patriarchen Maximus und die Religionspolitik der westlichen Kirche. Ich zitiere einige

Zeilen seiner Schlussfolgerung: „Die monotheistische Doktrin und die Dreikapitellehre haben im inhaltlichen (dogmatischen) Bereich wenige gemeinsame Punkte, aber einen, teilweise verwandten, politischen Ausgangspunkt und Motiv für ihre Entstehung: In beiden Fällen ging es nämlich um den Widerstand der Kirche im Westen gegen die Religionspolitik des byzantinischen Kaisers, um die Opposition des Westens gegen die zentralistischen Tendenzen im Byzantinischen Reich.“

Dieser Streit und die zitierte Schlussfolgerung erinnern mich an die Einheit des „heidnisch“ apostrophierten Römischen Reiches. Das Imperium strebte diese Einheit nicht nur an, sondern wusste sie Jahrhunderte lang auch verwirklichen. Constantinus Magnus hat sich – aufgrund seiner Sympathie – für die Legalisierung der christlichen Religion entschieden, weil er von ihr die Wiederherstellung der verlorengegangenen Einheit erhoffte. Statt dessen geriet er jedoch ins Kreuzfeuer gewaltiger Gegensätze und Streitigkeiten, die von da an nicht etwa aufhörten, sondern den jeweiligen geographischen und chronologischen Abweichungen gemäß, lediglich mit unterschiedlicher Intensität, fortgesetzt wurden. Für einen echten römischen Aristokraten bedeutete gerade der Verlust dieser Einheit das größte Trauma. Es ist anzunehmen, dass Iulianus' Beweggrund, die alte Ordnung wiederherzustellen, nicht die Rache, sondern die Sehnsucht nach der Einheit war. Er hat das Chaos, über das kein Mitglied seiner Dynastie Herr zu werden vermochte, sehen und erfahren müssen. Die Weisheit des mit der antiken Kultur aufgewachsenen Philosophen lehrte ihm, dass der uralte Glaube und Brauch der *Patres* das einzige Mittel sei, die verlorene Einheit wiederzugewinnen. Das erwies sich als ein Irrtum, doch dass die Einheit verloren war, darin irrte er sich nicht. Aber alle auf die Herstellung der Einheit gerichteten Bemühungen stießen auf Widerstand. Dasselbe ist auch im monotheistischen Kampf zu beobachten. Der Gegensatz, der eben nicht auf den mehrfach unterstrichenen einfachen Nenner gebracht werden kann, nämlich, dass Konstantin der Große die Staat des Caesaropapismus ausgesät habe, war und ist gegenwärtig. Eine Tatsache wäre allerdings zu berücksichtigen, nämlich die, dass die bei den Menschen akzeptierte Autorität geteilt worden ist. Manche dachten, dass der Kaiser diese Autorität hatte, andere hatten sie den verschiedenen Repräsentanten des Christentums beigelegt. Die das Christentum annehmende Einwohner des Imperiums würdigten die Götter der Römer zu Götzen herab. Und zwar mit der Vehemenz der Menschen, die von ihrem bisherigen Glauben enttäuscht sind. Deshalb halten sie den Kaiser auch nicht für einen von Gott berufenen Herrscher und verhalten sich ihm gegenüber ungebührlich, ja sogar verletzend. Wie ich annehme, sind diese grobe Herabwürdigung bzw. dieser halsstarrige Widerstand der eben erwähnten Enttäuschung zuzuschreiben. Die Juden zumindest waren, was die Römer anlangt, von dieser Herabwürdigung ausgenommen. Da sie nie an die römischen Götter glaubten, gab es auch niemanden, von dem sie hätten enttäuscht werden können. Sie verehrten den Gott von Abraham, Isaak und Jakob, auf diese Weise den einzigen wahren Gott in der polytheistischen Götterwelt anbetend. Für sie war es schwieriger, das Christentum zu akzeptieren. Und so wurde die Frage der allgemein akzeptierten Autorität über den Menschen immer komplizierter. Man kann nicht einmal sagen, dass der Bischof von Rom das Primat besessen hätte. Denn das bildete sich erst nach und nach heraus, genauso wie das institutionelle System, welches heute die sichtbare und menschliche Struktur der Kirche bildet. Nicaea schrieb zwar die regionale Richtung vor, deren Heraus-

bildung natürlich Zeit beanspruchte, doch die ersehnte Einheit brachte es auch später nicht oder zumindest nicht so, wie Kaiser Iustinianus oder andere oströmische Kaiser sie angestrebt hatten. Das Christentum wurde – in seinen Bauten, seiner Sprache, gewissen Bräuchen, seinen Äußerlichkeiten, seinem „Ethnikum“ – ebenso vielgesichtig, wie die Referate im Band II es zeigen. Inmitten dieser Vielfalt vertritt die Lehre die Einheit über verschiedenen Territorien. Aus diesem Grund bewahrt man die Reinheit der Lehre so ausdauernd. Uns dagegen hilft die Vielfalt bei der Forschung. Deshalb können und müssen wir ungewohnte und kühne Hypothesen hinsichtlich der Sprache, des Ethnikums oder der materiellen Kultur aufstellen.

Ich denke, wie die Konferenz für die Teilnehmer nutzbringend war, werden gewiss auch die erschienenen Beiträge für die Leser vom großen Nutzen sein. Zum Schluss bleibt nur noch eine Aufgabe, den Mitgliedern des Organisationskomitees sowie den Redakteuren und Herausgebern des Bandes Dank zu sagen und allen Wissenschaftlern erfolgreiche Arbeit zu wünschen.

D. Gáspár

P. Somogyi: Byzantinische Fundmünzen der Awarenzeit. (Monographien zur Frühgeschichte und Mittelalterarchäologie 5) Universitätsverlag Wagner, Innsbruck 1997, 181 Seiten, 82 Abbildungen, 9 Verbreitungskarten

Am 15. März 1972 erhielt ich von einem in New York lebenden Freund ein Geschenk unschätzbaren Wertes: Die ersten zwei Bände des Katalogs von Bellinger-Grierson (A. Bellinger-Ph. Grierson: *Catalogue of the Byzantine Coins in the Dumbarton Oaks Collection and in the Whitmore Collection*, Washington 1966–1968 – im Weiteren: DOC). Kurz darauf kam auch noch der 1973 erschienene dritte Band desselben Werkes dazu, der aber – wie sich herausstellte – keine Angaben zu unserem Thema lieferte.

Im Vergleich zu den ihrerzeit für die Bestimmung und Klassifizierung byzantinischer Münzen bahnbrechenden Katalogen Sabatiers (J. Sabatier: *Description générale des monnaies byzantines* Bd. 1. Paris 1862; Nachdruck Graz 1955), Wroths (W. Wroth: *Catalogue of the Imperial Byzantine Coins in the British Museum* Bd. 1–2. London 1908; Nachdruck 1966) und Tolstojs (I. I. Tolstoj: *Vizantijskie monety – Monnaies Byzantines* Bd. 1–9. St. Petersburg 1912–1914) brachte das DOC insofern grundlegende Verbesserungen, als nun Emissionen innerhalb eines von demselben Münzherren geprägten Münztyps bestimmt werden konnten. Für die Archäologie war das von größter Bedeutung, wie das nachstehende Beispiel zeigt: Früher konnten die Solidi des Iustinianus I. von 527 bis 565, d. h. auf 38 Jahre, die des Mauricius Tiberius von 582 bis 602, auf 20 Jahre, die des Heraclius von 610 bis 641, mit einer „Genauigkeit“ von 31 Jahren datiert werden, weshalb die chronologische Aussagekraft der aus arawischen Gräbern stammenden byzantinischen Münzen – auch wenn sie prägefrisch waren – den Verfechtern der reinen Typochronologie lächerlich gering schien und man darüber auch noch in den 70er Jahren oft spottete. Nach der Veröffentlichung Bellingers und vor allem den Erkenntnissen Griersons verging den Kritikern jedoch bald das Lachen, weil sich die Emissionen nun im Schnitt auf 3–5 Jahre bestimmen ließen, manche Typen sogar auf das Jahr genau!

Ab dem Frühjahr 1972 begann ich, die im Münzkabinett

und der völkerwanderungszeitlichen Sammlung des Ungarischen Nationalmuseums sowie die in den Münzsammlungen der großen Provinzmuseen verwahrten byzantinischen Gold-, Silber-, und Kupfermünzen systematisch, wenngleich auch ohne besondere Eile, durchzusehen. Mein Ziel war es, das Münzmaterial zuerst neu zu ordnen und dann die awarenzeitlichen Münzen mit Hilfe des DOC zu bestimmen und zu datieren. Die Ergebnisse dieser etwa zehn Jahre dauernden Arbeit spiegeln sich in meinem Aufsatz „Die großen Awarenfunde des 19. Jahrhunderts“ wieder, wo ich die aus diesen Bestattungen bekannten Münzen nach dem DOC neu bestimmte und datierte, gleichzeitig aber auch den Fragenkreis der kleinen runden Goldbleche, der sog. Totenoboli, erneut behandelte (I. Bóna: *A XIX. század nagy avar leletei – Die großen Awarenfunde des 19. Jahrhunderts*. SzMMÉ 1982–83 (1984) 81–160). Durch die systematische Neubearbeitung des gesamten Münzmaterials gelangte ich des Weiteren zum Schluss, dass die Byzantiner, die den Hunnen und ihren Nachfolgern die Jahrgelder in Pfund bezahlten, mit den Awaren bereits eine gewisse Anzahl von Solidi vereinbarten. Während der Regierungszeit des Mauricius, vor allem aber unter Focas und Heraclius, wurden die Awaren mit Solidi leichteren Gewichtes betrogen, die gleich groß wie die vollgewichtigen Solidi waren und auch sehr ähnlich aussahen. Anders nämlich ließe sich die überraschend große Anzahl der awarenzeitlichen „leichten Solidi“ kaum erklären (I. Bóna: *A népvándorlás kor és a korai középkor története Magyarországon. Az avarok*. In: Gy. Székely–A. Bartha (Hrsg.): *Magyarország története 1/1 Előzmények és magyar történet 1242-ig*. Budapest 1984, 310–346).

Ich war mit der Neubearbeitung des einschlägigen Münzmaterials noch nicht fertig, als ich erfuhr, dass der Österreicher Wolfgang Hahn an einer neuen Bearbeitung und Klassifizierung der frühbyzantinischen Münzprägung arbeitet. Da Hahn nicht nur zwei amerikanische Sammlungen, sondern je nach Möglichkeit alle der ihm zugänglichen byzantinischen Münzen auswertete, war es zu erwarten, dass seine Klassifizierung und Prägechronologie die von Grierson weit übertreffen wird. In der Mitte der 80er Jahre wurde mir bewusst, dass ich wegen meiner vielfältigen anderen Aufgaben weder jetzt noch in der Zukunft die Zeit haben werde, die byzantinischen Fundmünzen der Awarenzeit nun auch nach dem MIB (W. Hahn: *Moneta Imperii Byzantini*. Bände 1–3. Wien 1973–1981) neu zu bestimmen. Im Weiteren gab ich mich damit zufrieden, den Awarenesspezialisten, zumeist meinen eigenen Schülern, insofern sie mich darum baten oder es brauchten, byzantinische Fundmünzen zu bestimmen, entweder nach dem DOC oder auf Wunsch auch nach dem MIB (vgl. meinen Aufsatz: *Studien zum frühawarischen Reitergrab von Szegvár*. ActaArchHung 32 (1980) 31–95; mit der Besprechung der Imitationsprägung von Szegvár-Sáppoldal, die sowohl nach dem DOC als auch nach dem MIB bestimmt wurde).

Für die Wiederaufnahme der Bearbeitung awarenzeitlicher byzantinischer Fundmünzen war für mich mein in Österreich lebender Schüler Péter Somogyi wie ein Geschenk des Himmels. Somogyi, der in Vorarlberg, Österreichs westlichstem Bundesland, lebt, hatte bereits in der Erforschung des vorawarenzeitlichen archäologischen Fundmaterials aus der pontischen Steppe überraschende Ergebnisse erzielt, und wandte sich jetzt zu meiner großen Freude mit voller Kraft der Neubearbeitung der byzantinischen Fundmünzen aus der Awarenzeit zu. Das Wichtigste, was ich für meinen an der Grenze zu Liechtenstein lebenden und nicht einmal als Archäologe oder Numismatiker arbeitenden Schüler tun konnte: Ich stellte ihm mein gesamtes

einschlägiges Material zur Verfügung, das ich sonst kaum mehr hätte nutzen können. Aber Somogyi gab sich damit zum Glück nicht zufrieden. Obwohl er meinte, dass er zum größten Teil unveröffentlichte und mit dem MIB meist übereinstimmende DOC-Bestimmungen in seinen Münzkatalog aufgenommen und damit zumindest das Andenken meiner Arbeit der Nachwelt gerettet hatte, ging er jeder Angabe und jeder zugänglichen Fundmünze persönlich nach, in manchen siebenbürgischen Museen und Archiven sogar mit mehr Erfolg als ich seinerzeit hatte.

Hier weiter auszuholen, ist wohl kaum notwendig. Wer Somogyis Münzkatalog mit den früheren Aufstellungen (vor allem mit den Münzkatalogen von Dezső Csallány sowie mit den diversen Zusammenstellungen von László Huszár, Kurt Horedt, Constantin Preda, Katalin Bíró-Sey, István Erdélyi und Attila Kiss) vergleicht, dem braucht die Arbeit nicht ausführlich vorgestellt zu werden. Aber man sollte sie kennen und vor allem verwenden.

Auf den ersten Blick scheint die Benutzung des aus 98 Einträgen bestehenden Münzkatalogs sehr einfach zu sein. Allerdings ergänzte der Autor seine Materialaufnahme bis zum letzten Moment. Folglich reicht die Nummerierung der Katalogposten bekannter Provenienz nur bis 88, die drei zusätzlichen Posten wurden zwangsläufig zwischen zwei bestehende Posten eingeschoben und erhielten die mit dem Suffix „a“ ergänzte Nummer des ihnen jeweils vorangehenden Postens. Insgesamt haben wir also mit 91 Fundorten zu tun. Aber auch die Fundmünzen ohne Provenienz machen $10 + 1 = 11$ Posten aus, wo-durch die Gesamtzahl der Posten nun 102 beträgt. Noch komplizierter wird es, wenn mehrere Münzen von derselber Fundstelle stammen oder in einer Sammlung mehrere Münzen unbekannter Provenienz aufbewahrt werden. Unter dem Strich fanden die Fotos von 81 Münzen, alle in dreifacher Vergrößerung, Eingang in den Münzkatalog, wobei von Fundmünzen von 31 Fundstellen weder Fotos noch Abbildungen zu beschaffen waren.

Der überwiegende Teil der abgebildeten Münzen (60 Stücke) sind Goldmünzen, der Rest besteht je zur Hälfte aus Silber und Kupfer. Nicht nur weil die Fotos ausgezeichnet sind, sondern auch weil die Katalogeinträge sämtliche Literatur zu den jeweiligen Münzen anführen, sollte man beim künftigen Zitieren der hier veröffentlichten Fundmünzen ausschließlich auf Somogyis Katalog zurückgreifen.

Allerdings gab es noch keine und wird es auch keine Materialaufnahmen geben, die nicht hier und da zu ergänzen oder zu korrigieren wären. Dazu einige Beispiele:

Der durchlochte, abgegriffene Solidus des Iustinus II. aus der Umgebung von Hódmezővásárhely (?), laut Somogyi unbekanntem Verbleibs (Kat.-Nr. 29), ist mit großer Wahrscheinlichkeit mit dem im Münzkabinett des Ungarischen Nationalmuseums unter der Wertinv.-Nr. 840 verwahrten Solidus (Gewicht 4,40 g) identisch, der sich zur Zeit unter der falschen Inventarnummer 288.1871.2 in der Schachtel des Tremissis des Iustinus II. aus dem Grab 1 von Szentendre (Kat.-Nr. 77) befindet. Obwohl Identifizierungsversuche im Münzkabinett des Ungarischen Nationalmuseums praktisch ohne Ende fortgesetzt werden könnten, dürfte unser Vorschlag richtig sein.

Einige weitere Angaben, wodurch das „Übergewicht“ der Heraclius-Goldstücke noch mehr unterstrichen wird:

1. Erst nach dem Erscheinen des vorliegenden Katalogs wurde ein leichtgewichtiger Solidus des Heraclius (DOC 19e = MIB 65, in der Exergue BOXX, 616–625) im Damjanich Museum, Szolnok, ausgestellt. Das abgegriffene Goldstück gelangte

mit Sicherheit aus der Umgebung von Szolnok oder aus dem breiteren Einzugsgebiet der Sammlung, dem Komitat Jász-Nagykun-Szolnok, ins Museum. Wann und wie das Stück den Weg dorthin fand, war fürs Erste nicht zu klären.

2. Nach einer authentischen Notiz Ilona Kovrigs wurde auf der Fundstelle TÁC-FÖVENYPUZSTA (Gorsium = Kat.-Nr. 80) auch eine Goldmünze des Heraclius entdeckt. Die Münze, deren Existenz Jenő Fitz ebenfalls bestätigte, geriet in den 60er Jahren im Museum Székesfehérvár in Verlust. Im Jahre 1970 konnte ich sie im Museum nicht mehr finden.

3. Nach dem Eintrag II.1795,1–3 (1939. IV. 14) im alten Inventarbuch des Museums Baja wurde auf einem Acker an der Kreuzung der Landstraße Baja-Vaskút mit der Eisenbahnlinie Baja-Hercegszántó ein awarisches Grab entdeckt. Teile des Inventars gelangten ins Museum, das Tongefäß existiert immer noch (Inv.-Nr. 54.38.1). Die ebenfalls im Grab gefundene Münze des Heraclius und Heraclius Constantinus behielt der Finder für sich. Eo ipso müsste es sich dabei um ein Goldstück gehandelt haben (denn eine Kupfer- oder schwarz angelaufene Silbermünze hätte man mit Sicherheit nicht behalten), das der Verfasser des Museumsinventars bei dem Lehrer Dr. Ervin Mészáros sichtete. Trotz der wortkargen Beschreibung ist offensichtlich, dass der Münzherr weder allein noch zu dritt auf dem Avers erschien, daher handelte es sich um einen Solidus oder vielmehr um einen leichtgewichtigen Solidus des Heraclius mit der Averslegende hERACLIUS ET hERA CONST PP AVG, aufgrund der statistischen Wahrscheinlichkeit aus den Jahren 616–625. (Für die Angaben aus dem Inventarbuch danke ich Mihály Kőhegyi; Literatur: E. Zalotay: Baja népe az őskortól a középkorig. A Bajai Türr István Múzeum kiadványai 3–4. Baja 1957, 63.)

Die Zahl der von Somogyi auf Seite 116 erwähnten acht leichtgewichtigen Solidi des Heraclius erhöht sich somit zumindest auf neun, wenn nicht auf zehn.

4. Zu der Fundmünze unbekanntem Fundorts unter Kat.-Nr. 95: Der Juwelier in Győr, von dem die nach einem Solidus des Heraclius gefertigte goldene Imitativprägung über Vermittlung eines Münzexperten ins Münzkabinett des Ungarischen Nationalmuseums gelangte, dürfte das Stück 1935 oder früher direkt dem Finder abgekauft haben. Letzterer stammte höchwahrscheinlich aus der Stadt oder deren Umgebung. Aus diesem Grund wurde das Stück bereits im Münzkabinett (Inv.-Nr. 78.1935 = Wertinv.-Nr. 1274) unter der Fundortbezeichnung „Umgebung von Győr“ inventarisiert. Auch ich wies dem Stück den Fundort Győr zu (I. Bóna: „Barbarische“ Nachahmungen von byzantinischen Goldmünzen im Awarenreich. RIN 95. Milano 1993, 529–538). Daher ist es völlig unbegründet, den seinerzeit schon durch das Münzkabinett für wahrscheinlich gehaltenen Fundort in Zweifel zu ziehen.

Es ist nicht ganz einleuchtend, warum die im Münzkabinett des Ungarischen Nationalmuseums verwahrten kupfernen Streufundmünzen, Folles und Halbfolles aus dem awarischen Siedlungsgebiet keine Aufnahme in den Katalog fanden. Im Gegensatz zu den in den Katalog aufgenommenen wenigen Goldmünzen unbekannter Provenienz sind nicht nur ihre Fundorte bekannt, sie lassen sich auch auf das Jahr genau datieren. Als solche kämen zwei Stücke des Iustinus II. (Szentés-Tés, 572/3; Oppava, 576), zwei des Heraclius (Ivanova, 610/1; Budapest, 612/3) und eines des Constans II. (Zombor, 652/3) in Frage, um nur einige der sicheren Fälle zu erwähnen.

Vielleicht wäre es noch erwähnenswert, dass die auf einer

Glasplatte im Fotoarchiv des Historischen Museums Budapest (N.84) abgebildete Imitativprägung (Kat.-Nr. 57) nach dem dort vermerkten Fundort aus Vasasszonyfa in die Sammlung Fleißig gelangte, während dasselbe Stück im Ungarischen Nationalmuseum nach dem Inventar aus dem awarischen Gräberfeld von Pécs-Gyárvaos (ursprünglich ebenfalls in der Sammlung Fleißig) stammt (Inv.-Nr. 6.1952.3). Die letztere Angabe scheint allerdings korrekt zu sein.

Bereits in den 70er Jahren, während meiner Materialaufnahme im Museum Szeged stellte ich fest, dass die Inventarnummern von den zwei dort verwahrten Imitativprägungen vertauscht worden sind. Es handelt sich um die Imitativprägung nach einem Solidus des Focas aus dem Grab 30 des Gräberfeldes G von Deszk (Kat.-Nr. 37) und die Imitativprägung nach einem Solidus des Constantinus IV. aus dem Grab 82 des Gräberfeldes B von Szeged-Fehértó (Kat.-Nr. 70). Zwei Jahre danach, dass die Funde aus den beiden Gräberfeldern inventarisiert worden sind, wurden die Imitativprägungen (offensichtlich als Folge einer ministeriellen Weisung) aus dem ursprünglichen Grabinventar entnommen, und zusammen mit anderen im Museum verwahrten Goldstücken neu inventarisiert. Das eine erhielt die Inv.-Nr. A.55.107.1, das andere die Inv.-Nr. A.55.113.1. Die Identifizierung der beiden Imitativprägungen war für Somogyi natürlich kein Problem, weil er trotz der vertauschten Nummern die Stücke richtig erkannte und zuordnete. Desto mehr Wirbel verursachte der unbekannt „Inventarjongleur“ von Szeged in der Veröffentlichung der beiden Gräber (É. Garam: Die münzdatierten Gräber der Awarenzeit. In: F. Daim (Hrsg.): *Awarenforschungen 1*. Wien 1992, 135–250) bzw. in der Publikation des Gräberfeldes B von Szeged-Fehértó (L. Madaras: *The Szeged-Fehértó „A“ and „B“ Cemeteries*. Beihefte des awarischen Corpus 3, Debrecen–Budapest 1995), weil beide Autoren die Imitativprägungen infolge der vertauschten Inventarnummern dem verkehrten Grabinventar zuordneten und sie auch so veröffentlichten. Merkwürdig, dass Somogyi, obwohl er den Irrtum in beiden Fällen bemerkte, die nahe liegendste Lösung nicht fand,

nämlich dass die Münzen bei der Inventarisierung einfach vertauscht worden sind.

In diesem Zusammenhang möchte ich noch erwähnen, dass die Veröffentlichung der Imitativprägung aus dem Grab 82 des Gräberfeldes B von Szeged-Fehértó (A.55.113.1 = Kat.-Nr. 70) nicht zufrieden stellend ist. Die Abzüge oder das Negativ der beinahe vor 50 Jahren veröffentlichten Fotoaufnahme (L. Huszár: *Das Münzmaterial in den Funden der Völkerwanderungszeit im mittleren Donaubecken*. *ActaArchHung* 5 (1955) Taf. XXVI/401), welche die Imitativprägung noch in unversehrtem Zustand zeigt, müssen noch irgendwo vorhanden sein. Allerdings muss ich gestehen, dass es schwierig wäre, dieses Archivmaterial von Vorarlberg aus aufzuspüren. Ohne die Kenntnis des von Huszár veröffentlichten Fotos ist die sichere Bestimmung des Münzherren (jeweils Constantinus IV.) kaum nachvollziehbar, egal ob sie von Bóna oder von Somogyi stammt.

Somogyi lässt seinem Münzkatalog einige Aufsätze folgen. Mit den Forschungsergebnissen, die er hier darlegt, bin ich im Großen und Ganzen einverstanden, auch dann, wenn er eine meiner früheren Vorstellungen korrigiert. Einerseits ist es ja gerade der Zweck der Forschung, neue Erkenntnisse zu gewinnen, zum anderen haben wir Somogyis Schlüsse jedes Mal miteinander diskutiert. Für mich ist die Kernaussage der Arbeit in jedem Fall eine große Genugtuung: Wir verfügen nun über den Beweis, dass die awarische Niederlage vor den Mauern Konstantinopels 626 zu einem signifikanten Einbruch des direkten byzantinischen Geldflusses in das Awarenreich führte, und dass die wenigen nachweisbar vorhandenen Münzen des Constantinus II. und des Constantinus IV. keine Fortsetzung der früheren Beziehungen darstellen.

Die Kapitel über die byzantinischen Münzhortfunde und über die Möglichkeiten der Datierung mit Hilfe der Grabfundmünzen sind eine empfehlenswerte Lektüre für Forscher gleich welcher Perioden. Mit diesen Aufsätzen wäre der Band eigentlich komplett, das Kapitel über die Stollengräber hätte anderswo veröffentlicht werden müssen.

†I. Bóna